Zwei reiche Erbinnen.

Roman

von

Hermann Görwitz.

Erster Band.

Leipzig, 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Inhalts-Verzeichniß
des ersten Bandes.

Seite.

Zwei reiche Erbinnen.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Wie der Versucher in Grafengestalt mit dem jungen Küster auf der Zinne des Tempels verkehrt.

„Meine Absicht ist, dort auf dem reizenden Friedhofe den schönen Morgen zuzubringen," — sagte Graf Pirakoff zu seinem älteren Begleiter, dem Hofapotheker Simson Hamsterhusius, indem sie Beide, von einem Balle zurückkehrend, in eine parkähnliche Waldung bei der Stadt Heidelberg einlenkten. Es war noch dunkel, die heitere Frühlingsnacht aber mild und duftig.

„Immer noch der alte Schwärmer, Gentleman!" — antwortete der Apotheker. — „Was wollen Sie auf dem Friedhofe thun?"

„Er ist stets mein Lieblingsort gewesen. Auch knüpft sich eine eigenthümliche Erinnerung —"

„Ein tète-à-tète, Gentleman?"

„Nichts weniger als das! — Aber schon der Ort selbst ist mir werth und theuer. Ein Kirchhof ist immer eine stille Oase in der großen, heißen Sandwüste des Lebens."

„Freilich — wo die Kameele ausruhen und ganze Menschen=Karavanen ihren Durst nach Unsterblichkeit löschen!" — bemerkte der Hofapotheker sarkastisch.

„Ich habe davon eine andere Ansicht, Simson. Als ich vor etwa acht Jahren mit meinem Erzieher und Lehrer aus Rußland hierher kam und hier studirte, wurde dieser einsame Kirchhof dort bald mein Lieblingsaufenthalt. Manche schöne Sommernacht brachte ich auf dem abgelegenen Eilande zu und zwar nicht selten auf einem daselbst stehenden sehr großen Baume —"

„Aha, dem Nußbaume, Gentleman! Kenne ihn sehr wohl," — lächelte Simson.

„Den bestieg ich oft" — fuhr der junge ernste Graf ungestört fort — „und las daselbst bald in der heiligen Schrift, bald in der Geschichte dieser räthselhaften Welt. — In einer besonders milden Sommernacht befand ich mich ebenfalls einmal auf diesem Baume. Ich hatte lange gelesen und war

endlich, als es dunkelte, eingeschlafen. — Ich träumte: Pfeifend heule der Nachtwind und es war mir, als wäre die Erde mit einer tiefen, düsteren Fluth bedeckt, bis weit heran an die Wurzeln des Baumes, worauf ich stand. Immer höher stieg das Gewässer und auch ich kletterte aus Furcht und Zagen immer aufwärts, bis auf den Gipfel des Baumes. Da flüsterten mir die rauschenden Blätter im Nachtwinde die Worte zu:

„„Das ist der Baum des Lebens, auf dem Du stehest!““

Mit seinem gutmüthigen Sarkasmus fiel der Hofapotheker ein: „Und hat es nicht auch geflüstert, Gentleman:

„„Alle diese Nüsse auf dem Lebensnußbaume hast Du noch zu knacken. Du wirst aber finden, daß die allermeisten taub sind!““

Ohne zu antworten, fuhr Pirakoff, bei der Erinnerung an jenen Traum sehr ernst gestimmt, in seinem Berichte fort:

„Ich wollte endlich von dem Baume herabsteigen. Da verhüllte sich der Mond, die wogenden Wasser schäumten. Durch schwarze Wolken dröhnte ein ferner Donner. Blitze durchzuckten die

Finsterniß und fuhren blendend über die Gräber, über die brausenden Wellen der schwarzen Sündfluth, welche die Wurzeln des Lebensbaumes bedeckten. Noch vor dem Herabsteigen griff ich gierig und leidenschaftlich nach manchen lockenden Früchten an den schwankenden Zweigen dieses Baumes. Aber ich konnte keine . . . keine erreichen! Unbefriedigt verzehrte mich ein brennender Durst. Da hallte plötzlich ein ungeheurer Donnerschlag daher. Der Blitz schlug ein und spaltete den Baum, worauf ich stand. Ich fiel und — ein Arm umfaßte mich kräftig am Leibe und eine sanfte Menschenstimme sprach mir freundlich entgegen:

„„O, mein Gott, Herr Graf, Sie stürzen! Doch, Gottlob, Sie sind gerettet!““

„Wer war der Gentleman?“

„Es war der alte Stadtkirchner Wagner hier, der mich im Fallen auffing. Er hatte auf dem Friedhofe ein Gärtchen, unmittelbar unter jenem Baume, und arbeitete eben dort. Der Mann hat mich vom Tode gerettet. Ich hatte auf dem Baume geträumt, die ganze laue Sommernacht hindurch. Jetzt, wo ich von meinen Reisen wieder hierher zurück bin — (der junge Graf hatte sich

in der Nähe Heidelbergs ein Gut gekauft: das Schloß Neckarstein) — möchte ich mich dem alten Küster erkenntlich erweisen."

„Der alte Wagner ist schon längst gestorben!"

„Todt? — Aber seine Familie?..."

„Sein einziger Sohn Heinrich ist Nachfolger in dem Kirchnerdienste geworden. Ein ganz acceptables Menschenkind."

„Gut! An diesem kann ich nachholen, was ich an dem Alten versäumte. Kommen Sie, Papachen! — Der Ball hat mich erhitzt. Ich möchte mich in dieser herrlichen Morgenluft noch länger baden."

„Hat Ihnen Fräulein Adele das Herz warm gemacht?"

„O, nicht doch! — Als hätte man keine andern Sorgen!"

„Sorgen? — Nein, Sie träumen zu viel, Gentleman! Wenn das so fort geht, werden Sie niemals eine Frucht von dem ewig grünen Baume des Lebens pflücken! — Goddam, Pirakoff, Sie fürchteten sich vor den Lebensfluthen, die doch die Wurzeln des Baumes befruchten und fielen herab,... direct in die Hände des Küsters, und

wer einmal erst in die Hände der Kirche fällt, der ist so gut wie vom Baume des Lebens heruntergefallen!"

Das frische, noch blühende Gesicht des Apothekers war äußerst jovial und ausdrucksvoll. Der angenehme Eindruck desselben ward nicht sowohl durch die kühne Habichtsnase gehoben, als besonders durch den feinen, jovial-sarkastisch lächelnden Mund, von verschiedenen Grübchen umspielt. Seine etwas kleinen, aber geistvollen Augen blitzten aus ganz schwarzen, buschigen Brauen hervor und sprachen eben so viel Gemüth, als Klugheit und Erfahrung aus. Ein bequemer Oberrock von strohgelbem Tuche und ein weißer Filzhut bildeten seinen gewöhnlichen Anzug. Der Mann war kräftig gewachsen, etwas beleibt, von mittlerer Größe und ging an einem krückenartigen Stocke.

Bald kamen sie zur Friedhofkirche, deren bauchiger Holzthurm in den ersten Strahlen der Morgenröthe glühte.

In einiger Entfernung von der steinernen Umfriedigung des Kirchhofs, hielt der hierher beorderte Wagen des Grafen. Williams, der darin sitzende rothbärtige Intendant, sowie der dicke, kräf-

tige Kutscher, seiner Tracht nach ein Russe, senkten schlaftrunken die Köpfe. Die Laternen brannten noch und wurden von der Morgenhelle überstrahlt.

Beim Eintritte in den Friedhof rief der junge Graf schwärmerisch aus:

„Willkommen, alter Christentempel! O, wie ernst und verwittert siehst Du aus!"

„Verwittert und verfallen, wie das Christenthum selbst!" — murmelte der Apotheker. — „Aber sehen Sie, Gentleman, dort den jungen Mann?"

„Jawohl. Was ist mit ihm?"

„Es ist jedenfalls der junge Stadtkirchner Heinrich Wagner, der dort auf dem Beete mit Blumenpflücken beschäftigt ist. Heda, junger Freund! — Guten Morgen! Schon so früh auf dem Zeuge?"

Erstaunt über den ungewöhnlich zeitigen Morgenbesuch trat, einen Blumenstrauß in der Hand, ein ganz schwarz gekleideter junger Mann von sehr hübschem, frischem Gesicht näher heran und nahm ehrerbietig sein schwarzes Sammtkäppchen vom blondlockigen Haupte. Ueber die Schulter trug er einen breiten Streifen von schwarzem Orleans, ein Haupttheil seines Kirchenornats.

„Sie sind der Kirchner, junger Mann?“ — frug Pirakoff mit Interesse.

„Der bin ich; — was steht den Herren zu Diensten?“

„Heinrich Wagner heißen Sie?“

„Das ist mein Name.“

„Wollen Sie mir das Innere der Kirche erschließen? — Ich interessire mich für dieses alte Gebäude.“

„Zu Befehl, sehr gern, sogleich!“ — antwortete der freundliche junge Kirchner bereitwillig und schickte sich an, dem Wunsche des Grafen zu genügen. Zu dem ältern Herrn mit dem Krückenstocke aber sagte er:

„Da ist ja auch der Herr Hofapotheker! Ein seltener Gast in der Gegend von Kirchen! — Was mag Sie, werthester Herr, in das Bereich des Himmels geführt haben?“

„Der Teufel“ — lachte der Apotheker — „und mein Leichenstein, den ich von Zeit zu Zeit hier besuche und mir ausdenke, was einmal darauf stehen soll.“

Unter Schlüsselgerassel öffnete sich jetzt das knarrende Portal der alterthümlichen, einsam stehen-

den Friedhofkirche. Beim Eintritte in ihre feuchten Hallen erzählte Pirakoff dem jungen Küster jenen erwähnten Traum auf diesem Friedhofe und die merkwürdige Rettung durch Wagner's Vater. Dabei blickte der Graf mit sichtbarem Wohlgefallen auf des Küsters jugendlich kräftige Gestalt und einnehmende Gesichtszüge.

„Seit wann verwalten Sie diesen Dienst, Wagner?"

„Die Wagner's, gnädigster Herr, waren schon seit einer langen Reihe von Jahren immer die Küster dieser Kirche. Dies Amt ist wie ein Erbstück in unserer Familie und meine alte Mutter hält große Stücke darauf, daß unser Stamm als Kirchner hier nicht ausgeht und in Ehren bleibt."

„Sie sehen, Gentleman," — sagte der Apotheker — „daß auch alte Küsterweiber aristokratisch gesinnt sind! — Du aber, mein Sohn, siehst aus, wie der Erzengel Michael!"

Zu dieser Aeußerung mochte dem Apotheker der vorherrschende Ausdruck sanfter Frömmigkeit in Heinrich's schönen Gesichtszügen Veranlassung gegeben haben. Auch sein sinnvoll blickendes blaues Auge, von langen Wimpern beschattet,

verräth das Weiche, das Schwärmerische seiner Gemüthsart.

„Freilich sollte ich" — fuhr Wagner auf obige Anrede des Grafen in sanftem Tone fort — „beim Tode meines Vaters diesen Dienst nicht bekommen und er blieb auch lange nur provisorisch verwaltet, da ich noch ein Knabe war. Aber in Betracht, meinte Se. Hochwürden, der Herr Superintendent Magister Speck, daß dieses Amt nun seit länger als hundert Jahren in der Wagner'schen Familie fortgeerbt und weil meine alte brave Mutter so hilflos und nur auf mich, ihren einzigen Sohn, gewiesen sei — wurde mir doch endlich diese Kirchnerstelle vom hochpreislichen Oberconsistorio zugesprochen."

„Worin bestehen Ihre Dienstfunctionen, Wagner?" — fragte Pirakoff mit Interesse an dem hübschen, blühenden Jünglinge mit dem frommen, fast mädchenhaften Gesicht, in einem Tone, als hielte er diesen Dienst für zu gering für den gewandten Jungen und als dächte er an eine bessere Stelle für ihn.

Mit plötzlich aufleuchtender Lebhaftigkeit antwortete Heinrich:

„Außer der Aufsicht über Reinlichkeit und Ordnung in dieser Kirche, in den Kirchstühlen, Kanzel und Altar u. s. w., muß ich auch die Glocken läuten zum Gottesdienst und zur Schule."

„Beschwerliche Arbeiten, mein Junge!"

„O, das Alles, gnädiger Herr, verrichte ich sehr gern und wie spielend. Ich bin ja, Gott sei Dank, gesund und stark. Eins meiner Hauptgeschäfte ist auch, daß ich täglich den alten Thurmseiger aufziehen und in Stand halten muß, die eiserne Uhr da oben auf dem Schieferthurme. Und dies nicht selten um Mitternacht, wenn die alte arme Uhr einmal vor Müdigkeit stille steht oder sonst etwas Seltsames da oben vorgefallen ist."

„Aber fürchten Sie sich da nicht, Wagner?"

„Anfangs freilich, ich muß es wohl gestehen. Denn es ist zuweilen recht grausig, so allein in der alten stillen Kirche zu sein, oder gar in der Nacht auf dem Thurme, wenn seine Schieferplatten vom Winde klirren und die alten morschen Balken knarren oder der heulende Nachtwind in den Glocken summt."

Der hübsche Junge wurde bei diesem Berichte

wahrhaft erregt, denn größer wurden seine Augen und sprühten eigenthümliches Feuer.

„Mein seliger Vater, der Sie damals gerettet hat, Herr Graf, wie Sie mir eben sagten, erzählte mir oft merkwürdige Geschichten, die sich um Mitternacht in dieser Kirche zugetragen haben. Aber das hilft Alles nichts; ich muß hinauf und wer auf Gottes Wegen geht, sagt meine gute Mutter immer, dem kann der Arge nichts anhaben."

„Im Ganzen doch ein saures Amt, bester Wagner. Wie wäre es.... ja, ich schlage Ihnen vor, Heinrich..."

„O, das ist Alles noch nichts," — fiel dieser feurig ein — „und wäre mir auch noch nicht genug. Denn sehen Sie, gnädigster Herr," — (der Hofapotheker saß in einem Winkel und zeichnete Figuren mit dem Krückstocke in den Staub) — „ich bin noch jung und rüstig. Zu was sollte ich meine Kräfte verwenden, wenn ich nicht noch weit mehr zu thun hätte, als das? Des Sonntags nämlich begleite ich die Herren Geistlichen im Ornat auf die Kanzel. O, welch' ein Gefühl war das, als ich es zum ersten Male that, nachdem ich vom Herrn Superintendent Magister Speck in Ver-

pflichtung und Eid genommen worden war und ich dann nach Hause zu meiner lieben alten Mutter kam, eine gar fromme, aber strenge, strenge Frau. Da legte sie mir mit thränenvollem Auge die Hand auf das Haupt, die liebe Hand — stumm und gerührt. Dann aber sprach sie mit bewegtem Tone: „„Wandle, mein Sohn, auch fortan, wie Deine Väter, in Gottesfurcht vor dem Herrn, gehe unsträflich und warte fröhlich Deines Amts."" Das war ihr Muttersegen!"

„Braver Junge!" — sagte Pirakoff gerührt.

„Noch weiß ich auch" — fuhr Heinrich fort — „die ganze Predigt jenes Sonntags. Sie hatte zum Thema: Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Leben geben! — Ich weiß nicht, Herr Graf, ein sonderbarer Schauer überlief mich damals und noch jetzt bei den Worten: Sei getreu bis in den Tod! — Aber ich faßte den ernsten, unverbrüchlichen Vorsatz getreu zu sein bis in den Tod!"

Er weinte. Ein unüberwindliches Schmerzgefühl ergriff ihn, ohne sich erklären zu können, was ihn so sonderbar überwältigte.

„Also das Begleiten der Priester zur Kanzel, Heinrich, ist außer dem Glockenläuten Ihre Hauptfunktion?"

„Nicht allein zur Kirche, sondern auch auf allen den ernsten Berufsgängen in die ehrbaren Bürgerfamilien, wohin die Geistlichen gerufen werden, um den Sterbenden das Abendmahl Christi zu reichen."

Bei dem Namen Christi verbeugte sich der Kirchner ehrfurchtsvoll, nahm sein Sammetkäppchen ab und schlug ein Kreuz. Bewegt fuhr er mit einem Seufzer fort:

„Ach Herr, wie ernst ist doch das Leben und seine Bedeutung, wenn man es, wie ich so oft, aus der letzten Beichte der Sterbenden, wenn man es vom Todtenbette herab kennen lernt! — O, mich ergreift es allemal so eigen, so weich, so schmerzvoll, wenn ich zugegen bin, wo einem Sterbenden das Mahl des Herrn gereicht wird!"

Er weinte wieder, und so bitterlich, als wenn eine dunkle Ahnung sein Gemüth beklommen hielte.

Von seinem Winkel aus hörte man dabei die

Stimme des alten sonderbaren Herrn. Der sprach ernst vor sich hin:

„Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen in das Meer, noch wird das Meer nicht voller. An den Ort, da sie herfließen, fließen sie auch wieder hin.“ *)

„Sie sind sehr brav, bester Wagner,“ — sagte Pirakoff nach einer Pause — „und wie gesagt, wenn Ihnen dieser Dienst —“

„Und bei der Taufe der jungen Bürger dieser Welt“ — fiel Wagner präoccupirt in die Rede des Grafen — „ergreifen mich ähnliche Gefühle. Ich begleite die Erdenpilger in das Leben und auch wieder aus demselben hinaus. Ach, was ist doch das Leben!“

„Staub... Staub... Staub!“ — rief aus seinem dunklen Verstecke der Apotheker, während er mit seinem Krückstocke mysteriöse Figuren in den Staub jenes Winkels zeichnete.

„Wie hoch, Wagner, belaufen sich die jähr=

---

*) Sprüche Salomon. Cap. 1, V. 6.

lichen Einkünfte Ihres Amtes?" — frug Pirakoff mit derselben bereits angedeuteten Intention.

Sehr rasch und mit lauter Stimme zählte der junge Kirchner Alles auf und rief dann, trotz der sehr bescheidenen summa summarum, dennoch seelenzufrieden und dankbar aus:

„Ist das nicht eine ganz hübsche und einträgliche Stelle, gnädiger Herr?"

„Hören Sie, Wagner," — sagte Pirakoff endlich deutlicher — „Sie gefallen mir. Ich will Ihnen einen wohlgemeinten Vorschlag machen — aus Dankbarkeit für den großen Dienst, den Ihr seliger Vater mir geleistet. Ich brauche einen Mann Ihres Charakters. Treten Sie in meine Dienste, Wagner! Ich mache nicht selten bedeutende Reisen. Da sollen Sie mich begleiten, Heinrich, die Welt sehen, die große, schöne Welt, und ein ganz anderes Leben haben, als Ihr gegenwärtiges, mühseliges und einförmiges Loos."

„O Herr, wie gütig Sie sind!" — antwortete der Kirchner bestürzt. — „Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! — Aber, gnädiger Herr, mein Amt, ... mein Dienst! — Diesen kann ich doch

nicht aufgeben. Was würde meine betagte Mutter dazu sagen, und auch die liebe Rogneda, das arme blasse Mädchen —"

„Rogneda?" — frug der Graf schnell, überrascht und aufmerksam. — „Ihre Schwester, Heinrich? Haben Sie eine Schwester?"

Auch der Hofapotheker schien bei Nennung dieses Namens nicht ohne Interesse, ja sogar erschrocken, war aufgestanden, zur Kirche hinausgegangen und lauschte an der Thür. Er hatte das Ansehen wie Einer, der die Besorgniß hegt, irgend ein Geheimniß möchte nahe daran sein, entdeckt zu werden oder auch nur die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„O nein, das nicht!" — antwortete der Kirchner. — „Schwester eigentlich nicht, aber so gut, wie Schwester. O, ein liebes, sanftes Mädchen! Und schön, ach, schön wie ein Engel! — Sie ist die Pflegetochter meiner Mutter. Leider etwas kränklich, immer leidend, aber so gut, so sanft! — Nein, Herr Graf, die würde sich zu Tode grämen, wenn ich in die Welt reisen wollte."

„Rogneda?" — wiederholte Pirakoff nachdenklich. — „Rogneda? Ein russischer Name,

ein nobler, altrussischer Frauenname der angesehensten Familien. Wie in aller Welt, Heinrich, kommt Ihr auf den Namen Rogneda?"

„Ja, Herr Graf, das weiß ich wahrhaftig selbst nicht. Es ist wahr, dieser Name ist nicht üblich hier zu Lande; ich wenigstens habe ihn sonst noch nie gehört."

Mit dem Ansehen, als suche er, der Graf, in seinem Kopfe nach einer Erinnerung, nach einer Person dieses Namens, gleitete leise das russische Wort „Rogneda" noch mehrere Male über seine Lippen.

Aus diesem Sinnen aber schreckte ihn die an ihn gerichtete Frage des wieder in die Kirche eintretenden Hofapothekers, dem nichts daran gelegen schien, daß der Graf über Rogneda nachsänne, ... die Frage:

„Brechen wir auf, Gentleman? — Ich schlage es vor, denn mein Magen beginnt leer zu werden."

„Noch zwei Worte, Herr, zu dem Kirchner da, dann gehe ich mit!"

„Gut!" brummte der mit dem Krückstock, und ging wieder nach seinem dort gelegenen Erbbegräb-

niß, wo er sich auf einen noch unbeschriebenen Marmorblock setzte, der künftig sein Leichenstein werden sollte. Der Apotheker hatte dabei das Aussehen, als wenn er über die Worte nachdächte, die nach seinem Tode auf dieses Monument gesetzt werden sollten.

„Nochmals, Wagner, schlage ich Ihnen vor, in meine Dienste zu treten. Sie sollen es gut bei mir haben und sich ganz anders stehen, als hier. Ich brauche einen zuverlässigen Menschen sowohl in meinem Hause, als auf Reisen. Und die Welt, die große, weite Welt, Wagner, die noch hinter diesen Bergen Ihrer kleinen Heimath liegt, was würde sie für einen Eindruck auf Ihr empfängliches Gemüth machen! Wie würde sie Ihren Geist, Ihre Vorstellung bereichern, wie glücklich könnten Sie da sein!"

„O Herr, wie müßte ich Ihnen eigentlich danken für dieses hochherzige Anerbieten, von dem ich nicht weiß, wie ich es verdiene."

„Durch Ihre brave Gesinnung, durch Ihr Aeußeres, das mir gefällt, und durch die Schuld, die ich an Ihre Familie abzutragen habe."

„Und wie gern, gnädiger Herr,... ja, ich gestehe es mit Freuden,... würde ich — aber meine Mutter, meine arme, hochbetagte Mutter, und Rogneda, das liebe Mädchen,... und mein Amt!... Und dann mein übernommener Gärtnerdienst bei der Räthin Rockock, und meine Lectionen mit Emerentia Schlucks... Gott, was sollte aus alledem werden!"

„Brechen wir auf?" — rief der Apotheker wiederum von seinem Leichensteine her.

„Allerdings ist es schon spät geworden, Herr Graf," — sagte auch der junge Kirchner, indem er nach seiner ziemlich altmodischen silbernen Uhr sah — „auch ich muß aufbrechen, denn ich habe noch verschiedene wichtige Geschäfte. Auch bin ich für später zur Pupillenräthin Rockock bestellt, die mich wegen einer Trauung sprechen will, besonders wegen der Kosten und Gebühren, denn die alte Dame braucht allemal zwei Stunden zu Unterhandlungen, weil sie so geizig ist mit dem Gelde, wie der Mann in der Wüste mit dem Wasser."

„Eine Trauung?" — fragte der Apotheker gespannt. — „Wer wird denn getraut?"

„Herr Referendar Blasius Schwalg mit Fräulein Sch . . . Schlucks."

„Was? Schlucks?"

„Ach nein, nein! Es ist mir streng verboten, davon zu reden!" — sagte der Kirchner verlegen. — „Es fuhr mir nur so heraus! O, ich bitte, sagen Sie Niemandem etwas davon!"

„Mit Emerentia Schlucks? Mit meiner Mündel? Wie? — Davon weiß ich ja kein sterbendes Wort! — Und wie hieß der Kerl? — Bla . . . Blasius Schwalg? Wie? . . . Oho, da sind wir auch dabei! — Daraus wird nichts, so wahr ich Simson Hamsterhusius heiße! Adieu, Gentleman, Adieu! — Ich muß fort!"

Mit diesen Worten eilte er hastig hinweg und verschwand mit seinem Krückstock hinter einem Leichensteine. Es war, als hätte er das genannte Mädchen einem anderen Manne zugedacht.

„Sonderbarer Kauz!" — rief Pirakoff dem Verschwundenen staunend nach. — „Aber wie ist es mit Ihrem Entschlusse, Wagner? — Ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit. Wählen Sie zwischen diesem einförmigen und gedrückten Küsterdienste und einem wechselvollen und heiteren Leben; — zwischen

Ihrer Einsamkeit und den belebten Reisen in der schönen großen Welt. Sie wissen noch nicht, was es heißt: die Welt!"

Mit diesen Worten ging der Graf, sich enger in seinen spanischen Mantel hüllend, nach dem schwarzen Gitterthore des Kirchhofs und der junge Kirchner blickte ihm von den einsamen Gräbern aus gedankenvoll nach, bis sich das Rollen der gräflichen Kalesche in der Ferne verlor.

„Soll ich?" — flüsterte Heinrich versunken in sich hinein. — „Oder soll ich nicht?"

Es war ihm, als stände er auf dem Grabe seines bisher so harmlosen Glücks, seines stillen, zufriedenen, thätigen Lebens.

In diese entscheidende Frage immer tiefer sich versenkend, pflückte er gedankenvoll und Thränen im Auge die gelben Blätter einer Todtenblume, die er aus dem erwähnten, für seine Mutter und Rogneda bestimmten, Strauße genommen. Diese Blume war von dem hier liegenden Grabe seines Vaters.

Langsam rupfte er die noch vom Morgenthau feuchten Blätter der gelben Blume von der Krone ab — langsam und eines nach dem andern. Dabei fragte er ernst und feierlich:

„Soll ich? — Soll ich nicht? — Ja? . . . Nein?“

In dieser Stimmung und Beschäftigung verlassen wir bis auf Weiteres den aus seinem Frieden gescheuchten, träumenden, fragenden Jüngling auf dem einsamen Kirchhofe.

Zweites Kapitel.

Warum Dr. Lazarus Beff der Meinung ist, daß sie unverzüglich heirathen soll.

Zwei Häuser sind es vorzüglich, in deren Inneres wir die Leser einführen werden.

Das eine ist das des reichen Kaufmanns und Fabrikherrn Thomas Campo, ein hohes, steinernes Gebäude, so stolz, starr, steif wie sein Eigenthümer.

Campo ist Besitzer einer großen Cigarrenfabrik. Auf seinem mageren Gesichte, auf seiner gelben, harten Stirne liest man nichts als die Worte: „Campo und Comp.", so wie den Namen „Therese". So heißt sein Hamburger Handelsschiff und nebenbei auch seine einzige Tochter.

Seine Firma blitzt in Gestalt einer kleinen gelben Messingplatte dicht an der Eingangsthür

seines stattlichen, aber unheimlich stillen, sauberen Hauses in den Sonnenstrahlen.

Das zweite der erwähnten Häuser ist die Wohnung der hochbetagten Frau Pupillenräthin Sibilla Rockock — ein Gartenhaus, das dieselbe mit ihrer ebenfalls verwittweten Tochter, der Frau Kriegssecretär Nicketusia Schlucks, nebst ihrer erwachsenen Enkelin, der einzigen Tochter der Schlucks — Fräulein Emerentia — seit langen Jahren bewohnt, und zwar stets im gleichmäßigen Takte ihrer sehr eigenthümlichen häuslichen Einrichtungen, ja höchst bizarren und von dem bürgerlichen Treiben der übrigen civilisirten Welt ganz abweichenden Lebensweise.

Bevor wir die Leser in das Haus des reichen Cigarrenfabrikanten und nächsten Verwandten der Pupillenräthin, in das glatte Haus der Firma Campo und Comp. einführen, thun wir zunächst einen Blick in das Innere des Rockock'schen Gartenhauses.

Es liegt etwas abgelegen von der Stadt Heidelberg an dem sogenannten Bleichgraben und besteht eigentlich aus zwei Gebäuden.

Nur das eine ist von der greisen Pupillen-

räthin bewohnt. Es sieht höchst ärmlich und windschief aus, ja, wie ein elendes Bauernhäuschen, das alle Augenblicke einzustürzen droht.

Das kleine, weiß angestrichene Gebäude ist mit Schindeln gedeckt, deren jahrelange Reparatur und Einflickung neuer an die Stelle der verfaulten und morschen dem gebrechlichen Dache das lächerlich bunte Ansehen eines alten geflickten Regenschirms gibt.

Nur durch drei bis vier kleine, ebenfalls schiefe Fenster drängt sich zwischen den Zweigen schwarzer Fichten, welche düster vor dem Schindelhäuschen Schildwache stehen, das Tageslicht in das ärmlich und trübselig aussehende kleine Wohnzimmer hinein, welches gleichzeitig das Schlafgemach der alten Räthin bildet.

Das Häuschen selbst lehnt sich in seiner persönlichen Ohnmacht an ein größeres Gebäude an, welches ebenfalls, wie noch viele andere Häuser der Stadt, der reichen Räthin gehört, ziemlich anständig aussieht, gut angestrichen ist und durch die zahlreichen, großen und elegant geformten Fenster dem Sonnenlicht vollen Zutritt in seinen Haupt-

saal und einige andere gut meublirte Zimmer gestattet.

Dies Gebäude ist durch eine Art Brücke mit dem kleinen Schindelhäuschen verbunden und in beiden nur die obere Etage bewohnbar.

Die untere Vorderwand des größeren Gebäudes fehlt gänzlich und wird durch vier gutgeformte hölzerne Säulen ersetzt, welche anstatt der Wand diesen Theil des Hauses stützen. In dieser Weise ist der untere Theil des größeren Gebäudes eine ziemlich geräumige und kühle Halle. Sie ist mit Mosaik gepflastert, von Außen mit verkümmerten Orangenbäumen umstellt, welche in hölzernen Kästen wurzeln und diese Räume leidlich frisch und duftig erhalten. Im Innern der Halle stehen in verschiedenen Nischen groteske Bilder von grobem Sandstein, nackte Frauen von plumpen Formen, die Symbole der vier Jahreszeiten: fette Burschen mit dicken Bausbacken, sowie eine im Drange des Lebens hierher gerathene griechische Nymphe ohne Nase. —

Rings an die einfachen Wände dieser Halle sind breitrahmige Bilder von bekannten Landschaften

aus der Umgegend von Heidelberg mit groben Kalkfarben unmittelbar angemalt.

Von der Mitte der Decke hängt eine verrostete Broncelampe herab.

Das wichtigste Meubel jedoch in dieser Halle ist ein riesengroßes hölzernes Schaukelpferd, noch in wiegender Bewegung, als wäre es so eben von einem Reiter benützt worden.

Wer mochte das kindliche Wesen sein, das sich in dieser Familie noch an solchen harmlos kindischen Vergnügungen ergötzte?

Dicht neben dem sich wiegenden Schaukelpferde steht ein runder Tisch von schwarzem Marmor; darauf liegen beschriebene Hefte mit dem Titel: „Idyllen von Blasius Schwalg", und davor steht ein gigantischer Sorgenstuhl in urgroßväterlichem Behagen und dito Stil.

Es ist Sonnenuntergang — ein schöner Frühlingsabend. Die schon sehr empfindliche Schwüle der Luft wird hier in dem geräumigen, sehr verwilderten Garten durch die hohen schwarzen Fichten gemäßigt, welche rings um das Haus und dessen graue Steinumfriedigung stehen.

Wie gespensterhafte Fächer wehen die langen

dunklen Arme der alten Bäume erquickende Kühlung in die Halle.

Auf dem schwarzen Marmortische wird, obgleich es über sechs Uhr Abends ist, das Diner servirt. Vor dem Thore hält eine alte, mißgestaltete, morsche Kutsche, welche, wie die Aeste der greisen Fichten, ebenfalls gespensterhaft nickt und höchlichst mit sich zufrieden zu sein scheint, daß sie heute wiederum einmal ihre täglich wiederkehrende traurige Pflicht — die Morgenspazierfahrt der Pupillenräthin nebst Familie und Kater Mufti — hinter sich und die Aussicht hat, wieder in den dumpfen Holzschuppen geschoben zu werden, wo sie noch lange fortnickt und über ihre Jugend nachdenkt.

Während die alte Kutsche vor dem Thore anhält, sieht man einen sonderbar gebildeten Menschenknäuel langsam, bedächtig und unheimlich sich durch die düstere Fichtenallee nach der Gartenhalle wälzen und näher, immer näher kommen.

Es ist die übermäßig beleibte und vor Kurzem durch einen Schlagfluß an der ganzen linken Seite ihres runden Weltkörpers gelähmte Pupillenräthin Sibilla Rockock, die von ihrem Kutscher Krawatschki und dem alten Gärtner Schachtschabel

auf einem altväterischen Armsessel getragen wird, wie eine gefeierte Opernsängerin aus dem Theater. So wird sie zu dem schwarzen Marmortische geschleppt und in die Arme des bereit stehenden Sorgenstuhls geworfen.

Dies geschieht unter unausgesetztem Zanken und Knäffen auf die alten bewährten Leibgardisten Schachtschabel und Krawatschki, die sich dabei jedoch keineswegs mucksen, sondern dem souveränen Gouverneur dieses düsteren Hauses schweigend auf seinen ledernen Thron am schwarzen Marmortische verhelfen, der nicht schwärzer und nicht härter sein kann, als die Seele der alten Selbstherrscherin.

Außer der erwähnten Lähmung leidet die finstere Königin noch an dem immer mehr zunehmenden unheilbaren Staar, so daß sie keinen Menschen sehen und keinen Schritt gehen kann.

Dessenungeachtet gouvernirt, controlirt und tyrannisirt sie von dem hochragenden Lehnstuhl aus das ganze Haus und alle ihre Umgebung von nah und fern.

Die Farbe ihrer großen, stets ganz offenen Augen ist ein in der That sehr liebliches Hellblau, und diese Farbe war jedenfalls der Urgrund,

weshalb sich vor nunmehr verklungenen Jahren der selige Pupillenrath Emanuel Rockock in die unselige Pupillenräthin verlieben konnte.

Der Gesammtausdruck dieser, jetzt in ewige Nacht gehüllten, blauen Augen war so sanft, so fromm, so geistig-hellblau, daß man den Heldenentschluß des seligen Pupillenraths recht wohl begreifen konnte, sich diesen Augen anzuvertrauen.

Und so klug, so lieblich, so taubenartig leutselig waren diese hellblauen Augen, daß es wie baare Absurdität klingen mußte, wenn Jemand behaupten wollte, daß hinter diesen Augen ein listiges, falsches, heuchlerisches Krokodil ruhte.

Und doch war dies mehr oder weniger der Fall. —

Der Ausdruck aber in diesem lichtschimmernden Blicke blieb immer derselbe, in Zorn oder Ruhe, in Wuth oder Milde, in Haß oder Liebe — Alles einerlei; dies Auge, mit seinem sanften hellblauen Schimmer, blieb sich immer gleich.

Und gerade dieser Umstand machte die Frau furchtbar, ganz abgesehen von den vielen anderen Eigenschaften, die sie ebenfalls furchtbar machten.

Auf dem Lehnsessel angekommen, den Kater

Mufti und eine plumpe goldne Uhr bereits auf dem hochwogenden und faßförmigen Bauche, beginnt die Räthin in widrig schnarchender Stimme (übrigens ein Erbfehler dieser Familie und ihr allein nicht zuzurechnen) zunächst mit einer Fluth von Fragen.

Diese umfassen zuerst die Namen der zur Familie und zum Haus gehörigen Personagen. Jedes Individuum muß sofort, bei'm Aufrufen seines Namens, sein „Hier" erklingen lassen und vor den schwarzen Lehnstuhl der staaräugigen Monarchin treten, um sich befühlen zu lassen; ganz ähnlich dem Aufrufen der Soldatennamen nach dem Zapfenstreiche.

Im Hause Rockock vertritt die Mittagsstunde (Abends sieben Uhr) diesen Zapfenstreich und er ist eben im vollen Gange.

Rasch nach einander erschallen jetzt folgende Namen durch den schnarchenden, dicklippigen Mund der alten Räthin:

„Kriegssecretär Nicketusia?"

„Hier!" — erscholl die hohe schwindsüchtige Stimme einer Dame, alt, mager, spitznäsig, ge-

beugt. Es ist die, bereits ebenfalls verwittwete, Tochter der greisen Pupillenräthin.

„Emerentia, mein Kind, bist Du da?"

„Hier, hier, Großmutter!" — erscholl eine gesunde, kräftige, obwohl ebenfalls etwas schnarchende Mädchenstimme in ziemlichem Baßtone. Diese Stimme kam vom wiegenden Schaukelpferde. Auf diesem sitzt ein starkes, blühendes Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, mit blauen Augen, gebogener Nase, rothen Wangen, blondem Haar. Es ist die Enkelin. — Wir werden sie bald näher in's Auge fassen.

„Und Blasius? Wo ist Blasius Schwalg?" — frug die Räthin weiter, während die dicke sibirische Speckkatze, Kater Mufti, auf ihrem Bauche dämonische Katzenbuckel producirte, grün blickte und zuhörte, wie die Uhr pickte.

„Wird sich bald einstellen!" — sagte eine alte Haushälterin mit dünner Stimme. Es ist Barbara Nießwurz, alter Domestik, kleine, buckliche Frau mit triefenden Augen.

„Aber mein Gott, wo steckt der Junge so lange? — Und war der Notar da, der Alte, der Massevertreter Schwalg? Er wird doch erscheinen,

denk' ich, hoff' ich, will ich! — Schicke nach ihm, Nicketusia, habe viel mit ihm zu reden, Geschäfte, Rechnungen! — Auch sollte ja der Kirchner kommen, der Wagner. Wo sind diese Leute? Was ist das für eine Wirthschaft! — Nießwurz, rasch, laufen Sie, holen Sie den Notar! — Und war auch Campo noch nicht hier?"

Der Mann mit der gelben Stirne, der reiche Cigarrenfabrikant, hält sehr viel auf seine „liebe, theure Muhme".

„Vor Allem hätte ich Doctor Beff sehr gern gesprochen. Wo ist er? War er da?"

In diesem Augenblicke knarrte die Gartenthür und ein langer, steifer Herr trat ein, ging mit kurzen, gemessenen Schritten auf die Halle los und näherte sich der souveränen Dame des Hauses.

Es ist Doctor Lazarus Beff, Hausarzt und stets zu Rathe gezogener Freund.

Der Mann geht kerzengerade, mit Schritten, wie die Marionetten, erst drei bis vier Mal durch das Zimmer, bevor er einen Laut vernehmen läßt. Dabei fällt es ihm durchaus nicht ein, vor irgend Jemand den Hut abzunehmen. Diese seine hohe, äußerst glänzende Kopfbedeckung ruht, ganz nach

vorn geneigt, auf der braunfuchsigen Perücke des Doctor Lazarus Beff, der in einem permanenten Paroxismus von Wuth furchtbare Blicke durch die schwere Silberbrille schleudert und unausgesetzt ein so verzerrtes Gesicht schneidet, wie Einer, der den Blasenkrampf hat.

Dessenungeachtet ist der Mann durchaus nicht wüthend und hat durchaus keinen Blasenkrampf; sondern er hält diesen steten Ingrimm für das unfehlbarste Mittel, sich Respect und Bewunderung zu verschaffen. Freilich ist ihm mit der Zeit diese Manier ganz unmerklich zur Gewohnheit und andern Natur geworden.

Handschuhschnickelnd geht der Doctor kerzengerade auf und ab, setzt den Stürmer immer tiefer, immer schiefer auf die Stirne, und sagt in seinem patzigen, kurzköpfig-vornehmen Tone:

„Män grüßt, Mädämm! Guten Täck!"

Die Räthin erwiedert höflich und entläßt, zum Zwecke eines Geheimgesprächs mit dem Hausarzte, die sämmtlichen Anwesenden aus der Halle.

„Sie bleiben also" — schnarchte die Räthin in besorgtem Tone — „Sie bleiben, bester Beff, fest bei Ihrer Meinung, daß mein Ränzchen

(für Emerentia) ohne die schleunigste Heirath nicht gesund werden würde? — Es ist wahr, Doctor, der Schwindel des Mädchens nimmt immer mehr zu, und ich bin ernstlich besorgt, bester Beff!"

„Wie gesäckt, das einzige Mittel, Mädämm!" — antwortete der Doctor affectirt, indem er bocksteif aus der starren, gelbseidenen Cravatte in den Spiegel schielte, und seine zum Brechen gestärkten Vatermörder noch höher heraufzupfte. — „Das Läxiren, Mädämm, hilft nichts mehr. Demoiselle hat trop de feu, merveilliöses Temperament! — Woi, merveilliös, ma foi!"

Grimmig setzte er den Hut noch tiefer, noch schiefer, und fährt mit seinem blassen, aber aufgedunsenen Blasenkrampfgesichte fort:

„Märiäge! — Woi, Demoiselle muß heirathen, wie gesäckt — so bald als möcklich, unverzücklich. Jä, Temperament zu merveilliös, woi!" (statt oui.)

„Aber mein Gott, Beff, bester Beff, Sie machen mir Angst!"

„Woi, allerdings, äh! steht das Äußerste zu befürchten. Periculum in morä! — Jä!"

„Großer Gott, was ist da zu thun?"

„Märiäge, unverzücklich! — Merveillöses Mittel — äh... jä!"

„Und da wird sich der Schwindel geben?"

„Merrr — veilll — liös!"

„Und Sie halten, bester Beff, den Blasius Schwalg wirklich für das geeignetste Individuum?"

„Süperbes Subject, woi! — Kerl von Structur, wie gesäckt. Woi — aber so rasch als möcklich, unverzücklich! Jä! — Sonst nichts zu Befehl? — Män spreche sich aus!"

„O, mein Ränzchen macht mir Sorge!"

„Ursache wärum? — Schwindel schwindet geschwind, wie der Wind, wenn die Ränzchen erst verplämpert sind. Ae—diö! Män empfiehlt sich — bin très-pressé — merveilliös! Guten Täck!"

„Aber wie geht es Ihnen sonst, bester Beff?"

„Merveilliös! Nur trop pressé! — Män empfiehlt sich! Täck!"

Mit diesen Worten, ingrimmig, das Kinn in der knarrenden Cravatte, den Stürmer auf der Stirn, die Fuchsperücke spiegelglatt, das ganze Gesicht ein Blasenkrampf, marionettirt Dr. Lazarus Beff zur Halle hinaus, so pressirt, als läge die ganze Stadt in Ohnmacht.

Sein kurzgefaßter, aber energischer Rath wurde dem Hause Rockock von unberechenbaren Folgen.

Alle vor Beff's Eintritt anwesend gewesenen Personen, der ganze Zapfenstreich, mußten jetzt wieder in die Halle, erhielten ihre Tagesordonnanz und wurden entlassen.

An Emerentia aber, die Enkelin, explodirt die Pupillenräthin eine Masse Fragen: wie und ob sie heute ihre Lectionen auf dem Fagotte durchgenommen, auf dem sie durch den Stadtmusikus Knittel Unterricht erhielt; wie vielmal sie heute ganz nackt gewaschen worden; ob der Gärtner Schachtschabel sie ordentlich geknetet habe (ein Mittel gegen die Fettsucht). Vor Allem aber erhält sie den Ukas, daß sie wegen ihres „Schwindels" von jetzt an täglich eine Stunde länger spazieren reiten müsse — auf dem Schaukelpferde natürlich.

Unter diesen Fragen, Befehlen, Zanken, Reprimanden wird zu Mittag gespeist. Die Aufwartung bei Tische hat der Kutscher Krawatschki zu besorgen, auf dessen gutmüthiges, stets lächelndes Gesicht das „vollblütige", am Schwindel leidende Fräulein Emerentia eben so wohlgefällige Blicke

wirft, als auf die, in der That ganz weißen und vortrefflich gefüllten Lederhosen dieses frischen, kräftigen und höchst bornirten Burschen.

Hoch ragt die braunfuchsige, verwirrte Perücke der Pupillenräthin an der Lehne des Sorgenstuhls empor. Diese Perücke ist mit zahllosen Nadeln zusammengehalten und blickt aus einer schmutzigweißen Spitzen-Dormeuse hervor, aus welcher gleichzeitig einzelne Locken über die hohe, Geist verrathende Stirn der greisen Frau hervorquellen.

Sie trägt in der Regel, wie auch heute, einen altmodisch geschnittenen, schlafrockähnlichen Ueberrock von gestreiftem Gros de Naples mit übergeschlagenem breiten Kragen. Diese Robe ist vorn offen und läßt über dem Unterkleide an jeder Seite eine große Tasche von braunem Saffian erblicken.

In diesen, mit Schlössern versehenen, hochangefüllten Taschen trägt die ewig mißtrauische alte Frau alle ihre wichtigsten Vermögensdocumente, Consense, bedeutende Staatspapiere, Hypothekenverschreibungen, Mieth- und Pachtcontracte, Coupons, Actien u. s w.

An jeder dieser Taschen hängt an einer gelben Kette der sehr complicirte Schlüssel zu dem plumpen

Vorlegeschloß, mit welchem die bis zum Wahnsinn geizige, argwöhnische Dame ihre Vermögensbestandtheile unter hermetischer Clausur hält.

An den großen Haupthamstertaschen sind noch hie und da kleinere Täschchen angebracht, in deren einer sie eine massive silberne Schnupftabaksdose und in den anderen theils das tägliche Ausgabegeld, theils Rechnungen, Briefe, Quittungen, Visitenkarten und ihre ausgefallenen hohlen Zähne aufbewahrt.

Ihre hellblauen Augen, sehr groß und geistvoll schimmernd, blicken jetzt über ihre dicke Stumpfnase nach den auf dem schwarzen Marmortische stehenden, höchst frugalen Speisen, unter welchen ein kleisterartiger, sauerriechender Wasserbrei mit Speckgrieben das Haupt- und Lieblingsgericht der Familie ist.

Auf mehreren, um den Mund der Räthin zerstreuten Warzen wuchern borstenartige graue Haare und geben ihr das Ansehen von Strenge, Energie und Unnahbarkeit.

Das ist die Pupillenräthin Sibilla Rockock — eine der reichsten Frauen im meilenweiten Umkreise von Heidelberg.

Ihr gegenwärtiger Hauptgedanke ist das ärztliche Gutachten des „merveilliösen" und wohlmeinenden Hausarztes Dr. Lazarus Beff, dem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt.

Das feurige Temperament ihrer allerdings sehr vollblütigen Enkelin Emerentia geht der besorgten Großmutter sehr ernstlich im Kopfe herum. Nachdenklich kratzt sie sich in der hohen Perücke und brummt in sich hinein:

„Unverzüglich muß sie heirathen!"

Die Blicke, welche Emerentia vorhin und sehr oft auf das blühende, ewig lächelnde Gesicht und die weißen, sehr gefüllten „Unnennbaren" des Kutschers Krawatschki geworfen, hatte die staaräugige Großmutter natürlich nicht gesehen, würden aber den Rath des Dr. Lazarus Beff nur bestätigt haben.

Drittes Kapitel.

Warum die reiche Erbin sehr arm ist.

Die Tischzeit ist vorüber.

Der Wasserbrei und die Speckgrieben mußten heute ganz besonders gut geschmeckt haben, denn noch glänzten, in bedeutenden Umkreisen um den Mund, die Backen und Grübchen der Dinirenden wie Speckschwarten, und Emerentia steckte mit Krawatschki um die Wette die jungfräuliche Zunge heraus und leckte noch jedes Atom der etwa hängengebliebenen Grieben nebst Brei von den glanzvoll spiegelnden Grübchen ihres blühenden Gesichtes hinweg.

Es ist Abends gegen sieben Uhr und dennoch ruft jetzt schnarchend die Rockock, nachdem sie alle ihre Fragen explodirt hatte, mit beiden Händen schnupfend:

„Welch' ein herrlicher, frischer Morgen, liebe Schlucks! — Wie doch die Natur im Erwachen so reizend ist!"

Die Tulpen schlossen eben ihre Kelche und die Viehmagd brachte einige, der Rockock gehörige, klapperdürre Kühe von der Weide.

Durch die Gewohnheit konnte es in der That so weit kommen, daß die Bewohner des Schindelhauses wirklich ein Morgengefühl hatten, wenn die Sonne unterging, und umgekehrt.

„Mit welcher Zärtlichkeit" — fuhr die Räthin fort — „und verjüngtem Muthe doch die lieben Vögel auf Nahrung für ihre Jungen ausfliegen und sich des erwachten Tages freuen!"

Die Vögel kehrten eben heim, um sich zur Nachtruhe zu begeben.

Und dennoch stimmte auch die Schlucks, der „Kriegssecretär", wie die arme gebeugte und abgezehrte Nicketusia von ihrer Mutter genannt wurde, ein. Auch Emerentia, die blühend strotzende Enkelin, fand die sonderbare Aeußerung ihrer Großmutter ganz in der Ordnung.

Wie ging das zu?

Sehr einfach, denn die Familie Rockock lebte,

wie oben bereits angedeutet, als wenn sie auf der entgegengesetzten Seite der Erde existirte, auf der anderen Hemisphäre, wo die Nacht beginnt, wenn wir Tagen haben, und umgekehrt. Im Rockock'schen Hause war es allerdings so eben (Abends sieben Uhr) noch fast wie Morgen, denn der Wasserbrei bildet hier Frühstück und Mittagessen in einem Akt, und die tägliche Ausfahrt in der alten nickenden Kutsche ist die Morgenspazierfahrt. Sie beginnt zwei Uhr Mittags und dauert bis präcis fünf Uhr Abends.

Erst gegen Morgen geht man zu Bett und steht meist erst um zwei Uhr Mittags auf; bei besonderen Gelegenheiten auch erst mit Sonnenuntergang.

Abends acht Uhr beginnen Emerentia's „Lectionen", obgleich sie bereits drei und zwanzig Jahre alt ist. Immer wird ihr Unterricht noch schulmeisterhaft betrieben, immer noch „Lectionen" genannt, immer noch bekömmt sie Tadel und Zank von der strengen Großmutter, wenn einer ihrer zahlreichen Lehrer sie bei ihr verklagt.

Diese Lehrer sind nur alte, aus der Mode gekommene Privatdocenten der Universität, alte

Perückenstöcke und Pedanten, die jedoch in tiefster Devotion ihre Kratzfüße machen, um hier aus den Hamstertaschen eine erhebliche Beute zu erschnappen.

Darin verrechnen sie sich aber durchgehends. Denn die Räthin, die sich nur unter Krämpfen des Leibes und der Seele von ihrem Gelde trennen kann, macht ihnen entweder ungeheure Abzüge oder jagt sie kurz vor dem Salärtermin von dannen.

Auch der junge Stadtkirchner Heinrich Wagner, den wir auf dem Kirchhofe mit der Todtenblume verließen, befindet sich gewissermaßen mit unter Emerentia's Lehrern. Er geht mit ihr die Aufgaben durch, besonders Botanik und Mineralogie, die Wagner persönlich sehr liebt und deßhalb die Blumengärtnerei der Rockock besorgt.

Bei seinen Lectionsstunden hat Heinrich viel von dem „merveilliösen" Temperament der vollblütigen Emerentia zu leiden. Denn bald setzt sie sich ihm auf den Schooß, blickt ihn höchst liebetrunken an, bald gibt sie ihm Nasenstüber, zaust ihm die vollen blonden Haare seines schönen Lockenkopfs und treibt allerlei Allotria mit dem armen Jungen, in den sie fast noch mehr verliebt ist, als in den Referen-

dar Blasius Schwalg, ihren Verlobten, und in den handfesten Kutscher Krawatschki, dessen herrliche Lederhosen allerdings jedem Sachkenner Bewunderung abnöthigen mußten.

Letztbezeichneter Ausdruck, so sehr er — wir fühlen es tief und schmerzlich — gegen die Aesthetik verstößt, ist dennoch in der Lebensgeschichte unserer reichen Erbin nicht füglich zu vermeiden, und wir wollen hiermit deshalb ein für allemal um Entschuldigung gebeten haben, auch für etwaige andere Verstöße, die uns das Leben Emerentia's abzwingt.

Die Abends acht Uhr beginnenden Lectionen, zwischen welchen sie regelmäßig eine Stunde das große Schaukelpferd ritt, und zwar in Attitüden, die selbst den Kutscher Krawatschki in gerechtes Erstaunen setzten; sie dauerten jede Nacht bis gegen vier Uhr. Die wichtigste und in der Folge bedeutsamste von allen diesen Lectionen war jedoch der Fagottunterricht Emerentia's beim Stadtmusikus Benjamin Knittel.

Für dieses Instrument hatte die Pupillenräthin eine seltsame Vorliebe, die jedenfalls unbegreiflich, dennoch aber Thatsache war.

In derselben Weise, wie die Pupillenräthin

jetzt ihre Enkelin Emerentia erzieht, hatte sie auch ihre Tochter Nicketusia erzogen.

Der Geist dieser Pädagogik hatte sich auch auf alle anderen Zweige der Erziehung dieser zwei unglücklichen armen Geschöpfe erstreckt; auch auf die Seele, auf die Entwickelung von Seelenkräften, die unter dem starren Scepter der greisen, verschrobenen Tyrannin verkümmern und untergehen mußten, auch wenn die Natur diese beklagenswerthen Wesen damit beschenkt hatte.

In diesen Seelen mußte es Nacht bleiben, wo es bei Anderen freundlicher heller Tag ist, — Nacht, wie hinter den hellblauen Staaraugen der Frau mit der nadeldurchwirkten Perücke, den Hamstertaschen und dem grünäugigen Kater Mufti.

Sibilla Rockock war in der That durch und durch Pupillenräthin. Sie war der Vormund ihres Hauses und Aller, die je mit ihr in Berührung kamen. Selbst ihr seliger Gemahl, der eigentliche und wirkliche Pupillenrath, Emanuel Rockock, war der Pupill dieser herrschsüchtigen Frau. Er war ihr Mündel, ihr Sklave.

Durch die angedeutete verkehrte Erziehung des Leibes und der Seele war Nicketusia, die nunmeh-

rige Wittwe des seligen Kriegssecretär Joachim Schlucks, ein kränkliches, gebrochenes, willenloses Geschöpf geworden, wenn auch in vieler Beziehung gebildet und von manchen schönen Anlagen, die aber alle verkümmert waren.

Ihre lange, zum Erschrecken magere, ganz knochige Gestalt — welcher der sonst nahrhafte Wasserbrei nicht mehr aufhelfen konnte — contrastirte zum Entsetzen gegen die Corpulenz ihrer Mutter, der Pupillenräthin, welche nicht allein zu Zeiten ihres eigenen Mannes der wirkliche Pupillenrath, sondern auch zu Lebzeiten ihres Tochtermannes der eigentliche Kriegssecretär war. Denn in ihrem Hause ist ewiger Krieg und in ihren Augen sind alle Menschen Pupillen.

Der bezeichnete Contrast zwischen der Rockock und der Schlucks durchläuft alle Nuancen ihrer Persönlichkeit und erreicht in der äußerst spitzen, engen und blassen Nase der armen, gebrochenen Schlucks den Culminationspunkt, im Gegensatze der breiten, kolbigen und rothen Nase der Pupillenräthin.

Die Stimme der letzteren ist ein Gemisch von

Trompete und Contrabaß; die der Schlucks dagegen der Ton einer verstimmten Hoboe.

Die ohnehin schwächliche Constitution der armen Nicketusia, durch die ihr zu Theil gewordene verkehrte Erziehung noch mehr entkräftet, ließ ihr kein langes Leben prophezeihen. Der selige Kriegssecretär war übrigens ein reicher Mann gewesen und hatte seiner Wittwe ein sehr beträchtliches Vermögen hinterlassen, welches, nach dem jedenfalls bald eintretenden Ableben seiner schwächlichen Frau, auf deren Tochter Emerentia übergehen mußte. Diese galt daher schon jetzt für eine reiche Erbin und wurde weit und breit auch so genannt.

Dagegen zeigt uns ein Blick auf Emerentia, die mit ihrem so eben angekommenen Verlobten, dem kleinen, dicken Accessisten Blasius Schwalg, dem Sohne des fetten und immer schwitzenden Massevertreters Philipp Schwalg, an dem schwarzen Marmortische in der Halle sitzt und sich seine Idyllen vorlesen läßt — ein Blick auf dieses starke, blühende Mädchen zeigt, daß deren kräftige Natur den verrückten Erziehungsmaximen und wahnwitzigen Einrichtungen des Hauses bis jetzt einigermaßen widerstanden hat, wenigstens körperlich. Denn

Emerentia ist ein hochgewachsenes, breitschultriges, vollbusiges Mädchen mit rothen Backen und ziemlich rüstigem, munterem Wesen. Ihre runden, vollen Arme sind bis an die breite Schulter entblößt, und der, übrigens nicht schlecht gearbeitete, Hausrock von grünem Damast ist wegen der Wärme des Tages und wegen des „merveilliös" feurigen Temperaments dieser Jungfrau oben sehr weit zurückgeworfen, so daß der, im Augenblicke sehr heftig wogende, volle Busen sich der gerechtesten Bewunderung ihres Verlobten, des gegenwärtigen Herrn Referendars Blasius Schwalg, zu erfreuen hat.

Emerentia's Gesichtszüge — sie wurde im Hause und von allen Vertrauteren nur Ränzchen genannt, ein für ihren strotzenden, vollblütigen Leib nicht ganz unpassender Ausdruck — ihre Züge, wenn auch nicht sehr jungfräulich, sondern eher etwas zu stark und massiv, machen doch keinen unangenehmen Eindruck. Ihr Teint ist sehr frisch und gesund. Ihre freundlichen, hellblauen Augen, die sie von ihrer Großmutter hat, sind sehr belebt, lächeln gutmüthig, zutraulich, offen und vor Allem verliebt, so daß wir immer mehr genöthigt sind, dem ärztlichen Gutachten des Doctors Lazarus Beff

Glauben beizumessen und der Meinung zu sein, daß dieser gelehrte Mann nicht nöthig hätte, sich durch jenen permanenten Ingrimm, stete Wuth und Kurzköpfigkeit den ihm gebührenden ärztlichen Respect zu verschaffen.

Emerentia's kühne Adlernase, die sie von dem seligen Kriegssecretär hat, macht von ihrer sichtbaren Oberaufsicht über den frivolen, frischen und beweglichen Mund, dessen volle Lippen vorzüglich Sinnlichkeit verrathen, keinen störenden Gebrauch.

Ihr Haar ist blond, ziemlich voll, aber meist in einer empörenden Verwirrung. Es ist halb chinesisch, halb titusartig aufgethürmt, ruschlich, buschlich und zeigt am meisten den gänzlichen Mangel an Weiblichkeit, der diesem armen Kinde eigen.

Nur zuweilen und bei besonderen Gelegenheiten wird sie von dem Friseur, Herrn Zickelhahn, oder dessen französischen Gehülfen, Monsieur Le Cartouche, etwas europäisirt — Situationen, welche indessen für Ränzchen höchst peinlich sind und meist mit einer jähzornigen Backpfeife endigen, die sie dem pomadisirten Monsieur Le Cartouche in sein gallisches Gesicht applicirt.

Von der Dictatur eines Schnürleibs wissen

die ahnungslosen, straffen Brüste und schwellenden Hüften Emerentia's durchaus nichts. Eben so wenig von der hemmenden und zerrenden Schwerkraft der weiblichen Unterkleider, diesem Schild und Panzer des neunzehnten Jahrhunderts. Ränzchen hat niemals dergleichen tragen dürfen, und auch heute sind die üppigen Glieder ihres jungfräulichen Körpers, außer dem gewöhnlichen flatternden Gewande von grünem Damast, nur mit einer Art Unterrock bekleidet, der durch eine rothe Gürtelschnur zusammengehalten wird.

Ein colossaler, mit blauen Atlasbändern überflutheter, italienischer Strohhut, mit Krempen, noch einmal so breit, als die an den runden Filzhüten der slowakischen Mausefallenhändler, würde ihr das Ansehen eines ländlichen Schäfermädchens geben können, wenn sie nicht mit den Geberden und Schritten eines Kürassiers auf- und abginge und dadurch eher einer karrikirten Jungfrau von Orleans bei wandernden Komödianten-Truppen gliche.

Dies die reiche Erbin Emerentia, die arme reiche Erbin!

Viertes Kapitel.

Ob ihm Thusnelda Immergrün wirklich wohl will, oder wohl ihn will.

„Mein lieber Blasius," — schnarchte jetzt in der Halle die Pupillenräthin den, zwar noch ziemlich jungen, aber häßlichen, quatschigen und pausbäckigen Sproß des Massevertreters Schwalg mit ihrer Trompetenstimme dictatorisch an — „mein lieber Blasius, Ihre Idyllen habe ich zwar gelesen —"

„O, sehr gnädig, Fr...rrau Rr...rräthin!" — schnarchte auch Blasius, der wegen seines Kropfs das R nicht gut aussprechen konnte und überdies auch bedeutend stammelte, besonders wenn er verlegen wurde. Er ist ein kleiner, untersetzter Mensch, von derselben Masse gebildet, wie der Urheber seiner Tage, der Massevertreter. Blasius ist meist

roth wie ein Krebs, die Nasenspitze dick, aber gespalten, die Stirne in den Winkeln genial rasirt, dennoch aber stets verblüfft, gedrückt und verlegen, jedenfalls eine Folge seiner Eigenschaft als Accessist (Referendar) und deshalb eben so leicht zu begreifen, als zu entschuldigen.

„Sehr — sehr gnädig, Fr...rrau Rr...rräthin, und ... äh ... wie ... äh ... haben sie Ihnen gefallen ... äh ... die Idyllen? — Ich habe sie so eingerichtet, daß ... äh ... daß Alle daraus schöpfen können ... äh ... ja!"

„Hm, hm," — murmelte die Hellblaublickende — „aber was verstehen Sie eigentlich unter Idylle, Blasius? Es ist mir in der That auffallend und nicht gerade sehr lieb, daß Sie sich mit dergleichen Dingen beschäftigen, während Sie dabei Ihr juristisches Fach sowohl, als besonders Ihr Clavierspiel, das ich, wie Sie wissen, sehr liebe, vernachlässigen. Doch wenn Talent —"

„Sehr, sehr gütig, Fr...rrau Pu... Pu... Pu... Pupillenrr...rräthin, sehr gütig! — Ja, einiges Talent ... äh ... dürfte wohl ... ja!"

Der Mann bekam im wahren Sinne des Worts allemal den Pupper, wenn er vor der

Pupillenräthin stand, wenn er vor dem souveränen Lehnstuhle Audienz hatte und mit der furchtbaren, ewig hellblau blickenden, strengen Herrscherin sprechen sollte.

Jedenfalls war auch dieser Pupper eine sehr erklärliche Folge seiner Eigenschaft als Accessist.

„Aber so geben Sie doch nur erst eine Definition vom Idyll!" — schnarchte die Räthin, die sich meist etwas **bene** that, wenn sie einen beschränkten oder eingeschüchterten Menschen in's Bockshorn jagen und verblüfft machen konnte. Sie hielt den armen Blasius nicht gerade für ein **lumen**, sondern im Gegentheil für sehr bornirt, und nur die eigenthümlichen Nebenumstände hatten sie dazu vermocht, gerade ihn zum Verlobten ihrer Enkelin zu machen. Unter diesen bewegenden Gründen stand das ärztliche Gutachten des Dr. Lazarus Beff oben an, sowie die wirkliche Furcht vor Ränzchens „merveilliös=feurigem" Temperamente und bereits sehr bedenklich werdendem Schwindel. Die Großmutter besorgte deshalb irgend einen dummen Streich von Seite der vollblütigen Jungfrau oder doch ganz gewiß immer größeres Zunehmen ihres Schwindels.

Ein vierter Grund war der, daß bis jetzt die ganze weibliche Generation der Rockock'schen Familie gerade im dreiundzwanzigsten Jahre ihres Lebens geheirathet hatte. Das war mit Ricketusia so gewesen und sollte auch mit Ränzchen wo möglich so sein. Aber woher gleich einen Mann nehmen? Gerade in Ränzchen's dreiundzwanzigstem Jahre! Und leider waren die heirathsfähigen Männer bisher vor dem Schindelhause vorübergegangen, ohne daß es auch nur Einem eingefallen wäre, sich Ementia zur Frau aussuchen zu wollen! Sie hielten die reiche Erbin einstimmig für sehr arm und keiner hätte die Pupillenräthin zur Schwiegerin haben mögen.

Dies die Motive, aus denen sich die Rockock zu Blasius Schwalg entschloß, so wenig sie ihm zugethan war. Nur seine Gutmüthigkeit, das devote, unbedingte Unterwerfen seines verblüfften Selbst unter ihren souveränen Willen, sowie sein unermüdliches Clavierspiel mochten sie allenfalls mit diesem Verlobten aussöhnen.

„Also die Definition, die Definition vom Idyll, bester Blasius!“ — wiederholte die Alte nach einer Pause der Verlegenheit von Seite des

Verlobten, der sich vorzugsweise mit Fabrikation von Idyllen beschäftigte und sie so einrichtete, daß „Alle daraus schöpfen" konnten.

„Die Idylle... äh... Frau Pu... Pu... Pupillenräthin, die Idylle... äh... ja!"

„Hm, das läßt sich schon hören, Blasius," — grinzte die dicke Dame höhnisch — „nur noch ein klein wenig weiter!"

Emerentia ging indessen mit flatternden Kleidern, wogendem Busen und wehendem Slowakenhut in Kürassierschritten auf und ab.

„Die I... I... I...dylle, auch das Idyll genannt, auch Ekloge genannt, oder Sch... Sch... Schäfergedicht, Hirtengedicht, ist hervorgegangen... äh... ja!"

„Natürlich ist es h e r v o r g e g a n g e n, Blasius, das weiß ich auch, aber woraus, woher, warum, wodurch?"

„Hervor ist es gegangen aus der Sehnsucht... (Blasius kam jetzt in Schwung) aus der Sehnsucht äh... ja... hm, ham!"

„Weiter, weiter! Vortrefflich!"

„Sehr gütig, sehrrr gnädig, Frau Pu... Pu... Pupillenräthin! Aus der Sehnsucht nach dem i... i... i... idealisch-einfachen, von Liebe und Friede erfüllten Leben — (Blasius kam immer mehr in Schwung) — ein Leben, welches zu erreichen ein innerer Tr...rrr...rrieb den Menschen hinzieht; den edelen Menschen, äh... ja,... wie zum Beispiel mi... mi... mi... mich... äh... die Sehnsucht — ja..."

„Welche Sehnsucht?" — lachte die Räthin.

Blasius wurde durch dies sarkastische Gelächter immer verlegener, nahm sich aber doch zusammen, reckte die Doppelnase empor und sprach:

„Ich meine, Frau Pu... Pu... Pu... pi... pi... pi... pillenräthin, ich meine die Sehnsucht nach... ja... äh... nach... Emerentia... äh ... ja!"

„Nun, das ist sehr brav und lobenswerth, Blasius, daß Sie das Glück einer solchen Verbindung zu schätzen wissen, ja, daß Sie Ihre künftige Ehe mit einem idealisch-einfachen, von Liebe und Friede erfüllten Leben vergleichen. Liebe, Friede und Einfachheit ist auch mein

Wahlspruch und dieser hat immer geherrscht in unserer Familie!"

Welch' einen höhnischen, welch' einen widrigen Contrast mußten solche Worte mit dem gierigen, unfriedlichen und lieblosen Naturell der greisen Räthin für den bilden, der die alte Frau kannte!

Blasius kannte sie; das sah man seiner Doppelnase nur zu gut an. Aber auch er hatte seine bewegenden Gründe, weshalb er diese Partie nicht von der Hand wies. Wir wollen sie vorläufig nur andeuten.

Blasius war durch sein gutmüthiges Wesen mit einer Dame in ein Verhältniß gerathen, das ihn nachgerade, als er es erkannte, in Furcht und Grauen setzte. Er hatte der bereits altjüngferlichen Gouvernante bei'm Professor Pelikan, der Gouvernante Thusnelda Immergrün, einer baumlangen, klapperdürren, aber für höchst geistreich geltenden Demoiselle, die Cour gemacht. Darüber erschrack er zuletzt selbst und glaubte, durch die sich so allerliebst und unerwartet arrangirende Verlobung mit Emerentia dem Verhängniß zu entgehen, der Mann einer Gouvernante zu werden. Zwei-

tens war er Accessist — und ein solches Wesen weist nichts von der Hand, was ihm zu einem Stück Brod verhilft. Drittens endlich war er der Sohn des Massevertreters Schwalg, und dieser war es eigentlich, der ihn, den armen Blasius, dazu breit getreten hatte, wegen der Masse, welche in den Hamstertaschen der Pupillenräthin verborgen und sehr geeignet war, dem fleischlich gesinnten Notar nebst Familie wieder etwas auf die Beine zu helfen, da der Massevertreter ein leidenschaftlicher Gourmand war und mehr brauchte, als er hatte, um seine corpulente Person der eines Massevertreters würdig erscheinen zu lassen.

Dies war die Trinität der Gründe, aus welchen der biedere Blasius sich Alles von der bösen Räthin gefallen und sich herab ließ, der Gemahl der reichen Erbin zu werden.

„Ihr Wunsch, lieber Blasius, ist nach reiflicher Ueberlegung auch der meine geworden. Sie erhalten Ränzchen zur Frau."

Die künftige Gattin des entzückten Blasius kürassirte bei dieser Aeußerung ihrer Großmutter noch wilder im Zimmer auf und ab, hüpfte, mit

Händen und Füßen zappelnd, um den schwarzen Marmortisch herum, gab ihrem künftigen Gemahl einen ungeheuern Nasenstüber auf die Doppelnase und schwang sich sodann wie ein Feldjäger auf das riesige Schaukelpferd, bei welchem übrigens sehr ungraciösen Manöver sie die runden Formen eines Beins erblicken ließ, dessen Anblick den sittsamen Blasius galvanisirte.

„Sehr, sehr, sehr gütig, Frau Pu... Pu... pillenräthin!" — lallte der Verlobte auf obige Zusage der Räthin in puppernder Seligkeit. — „O, Emerr...rrr...rentia, hast Du es gehört? — Hörst Du, Rr...rrr...änzchen?"

Die reitende Braut nickte und blinzelte vergnügt mit den Augen, gab dem Rosse einen kräftigen Wadensporn und wiegte weiter.

„Ich denke, Blasius, und hoffe, daß Sie mit meinem Entschluß zufrieden sein werden."

„O, Frau Pup... Pup—"

„Aber noch Eins, Blasius, noch viel habe ich Ihnen zu sagen —"

„Sprechen Sie, Frau Pupi... pi... pi... pillenräthin!"

„Noch Manches habe ich Ihnen an's Herz zu legen, einzuschärfen, zu befehlen."

„Reden Sie, gebieten Sie!"

„Doctor Lazarus Beff, mein Hausarzt und wackerster Freund — Du kannst, Emerentia, ein wenig zur Nießwurz in die Küche gehen, wo Du als künftige junge Frau wohl manches profitiren kannst" — so schaltete sie ein, um Emerentia den Inhalt dieses Geheimgesprächs nicht hören zu lassen, ohne aber zu bedenken, daß Emerentia in dieser Küche nichts weiter lernen konnte, als wie man den Wasserbrei kocht oder aufwärmt. — „Auch könntest Du einmal nach den guten alten Pferden sehen" — schaltete sie weiter ein, ohne ferner zu bedenken, daß Emerentia, das arme, vollblütige, merveillìöse Temperament, in jenem Eldorado den hübschen Kutscher Krawatschki erblicken mußte, für dessen weißlederne „Unaussprechliche" sie eine kaum mehr zu bewältigende Prädilection gefaßt hatte.

Doch — Ränzchen entfernte sich gehorsamst, ohne daß wir weiter nachforschen wollen, ob sie sich zur Köchin Nießwurz oder zum Kutscher Krawatschki begab.

„Doctor Lazarus Beff,“ — fuhr die Räthin feierlich zu Blasius fort — „hat mir väterlich eingeschärft, Blasius, daß nach der Leibesbeschaffenheit meiner theuern Enkelin nunmehr die Hochzeit — verstehen Sie, Blasius, die Hochzeit, die Verbindung —“

„O, ich ca... ca... ca... ca... ca...pire, Frau Rr...rrr...äthin, capire; die Vornehmen, die Fürsten, die Könige und Consorten nennen es ... äh... das hohe... ja!... das h o h e B e i —“

„Still! Gut, wenn Sie capiren! — Also Doctor Beff sagt und befiehlt, daß wir Emerentia unverzüglich verheirathen, — Sie capiren; — daß sie als junge Frau allen Schwindel verlieren würde. Capiren Sie, Blasius?“

„Nicht so ganz; sollte mich aber aufrichtig freuen, wenn junge Frauen und zumal mein theures Ränzchen nach der Hochzeit und überhaupt im heiligen Ehestande allen S c h w i n d e l verlieren würde, ... ja...!“

„Sie capiren also nunmehr, Blasius? Die Sache, meint Doctor Beff, hat Eile, wegen des merkwürdigen Temperaments meiner Enkelin.“

„Hm!“

„Wir haben also keine Zeit zu verlieren."

„Hm, capire!"

„Ihre Anstellung aber, Blasius, Ihre Anstellung als Registrator können wir aus eben diesem Grunde nicht abwarten."

„Hm!"

„Das könnte ja noch fünf Jahre dauern. Wie lange sind Sie nun Accessist?"

„Erst sieben Jahre,... äh... hum... ham ... ja!"

„Na, da können Sie noch getrost sieben dazu rechnen, ehe Sie Registrator werden! — In's alte Register werden Sie viel eher kommen, als in die Registratorstelle."

„Ja, altes Register!" — murmelte Blasius ärgerlich.

„Nun, ganz recht. Sie capiren also, Blasius. Was ich indessen mit Ihnen vorhabe und —"

„Hm!"

„Und was Sie mir danken werden, denke ich, hoffe ich —"

„Hm... äh... ja!"

„Dies werde ich Ihnen sogleich eröffnen, nachdem ich Ihnen sonst noch mein Herz ausgeschüttet

habe, dies Herz, das Ihnen von nun an näher stehen wird."

Der Kater, der diesem alten, verwelkten, schwarzen Herzen am allernächsten stand, da er stets auf der moscheenartigen Kuppel des Rockock'schen Bauches lag, producirte während dieser Audienz seine unerhörtesten Katzenbuckel und blickte äußerst grün dazwischen, während die Räthin ununterbrochen fortfuhr, hellblau zu blicken.

„Hören Sie, Schwalg," — begann die Alte sehr gemessen und ernst — „offen gestehe ich Ihnen, daß wir — ich und meine Tochter, der Kriegssecretär, die Schlucks, Nicketusia — daß wir, sage ich, für meine Enkelin allerdings eine äußerlich mehr comfortable Partie, als gerade Sie, lieber Schwalg, gewünscht hätten."

„Hm . . . ham . . . hum . . ."

Der anwesende „Kriegssecretär" Nicketusia nickte.

„Daß wir aber" — fuhr die Räthin schnupfend fort, während sie mit der andern Hand eine der Saffiantaschen hielt — „daß wir aber in mütterlicher Erwägung des mehrgedachten ärztlichen Gutachtens des sehr verdienstvollen Doctors Lazarus

Beff; in Anbetracht ferner, daß Sie, lieber Schwalg, die hauptsächlichsten persönlichen Eigenschaften zu einem segensreichen Gatten für unser Ränzchen an sich tragen; — und dabei will ich nicht unterlassen, auch Ihres milden Charakters mit Anerkennung zu gedenken, der sich so sehr zu einem idyllischen Stillleben hinneigt, wie ich es im Auge habe —"

Allerdings hatte die böse Frau ein idyllisches Stillleben im Auge, aber auch nirgends anders. Denn in diesem Auge war es so still, so nächtlich, so leblos, wie im Grabe. Daran mochte wohl auch Blasius denken, der bei jener Stelle sein halb consentirendes, halb bedenkliches „Hm!" einschaltete.

„Im Hinblicke endlich auf das Jahre lang befreundete Verhältniß zwischen unseren beiderseitigen Familien —"

„Hm!" — sagte Blasius, dem sein armer, dicker Vater, der Massevertreter, vorschweben mußte, welcher niemals anders als kochgar von der Pupillenräthin nach Hause kam, so hatte sie ihn bei seinen Berechnungen 2c. gepeinigt, ausgezankt, geschimpft, wenn ihr in Schwalg's Verwaltung, in

der gehörigen Revenüenzahlung etwas nicht anstand, oder wenn er ihr gar mit Bittgesuchen um Stundung der Procente oder theilweisen Erlaß ihrer Miethgelder kam, wovon sie nun ein für allemal nichts hören wollte.

„In Erwägung aller dieser Umstände" — fuhr die würdige Dame schnarchend fort — „denke ich, hoffe ich und will ich, daß Sie, lieber Schwalg, sobald Sie einmal mit unserm Ränzchen ehelich verbunden sind, bei unbedingtem Gehorsam und Fügung in meinen Willen, nichts weiter zu thun haben, als ihre übernommenen Pflichten — in dem von Doctor Lazarus Beff vorgeschriebenen Maße — ruhig auszuüben, auch sonst mit Entsagung jedes mir zuwiderlaufenden Willens —"

„Hm!"

„Und jedes anderen Genusses, als den Sie in meinem Hause finden und kennen —"

„Hm!" — Er mochte unwillkürlich an den Wasserbrei denken.

„Sich als ein guter, stiller, resignirender Gatte, Schwiegersohn und... künftiger Vater — das hoffe ich, das denke ich — geriren werden!"

Blasius aber sagte: „Hm, ham, hum!"

Nach Luft schnappend schloß die kugelrunde Pupillenräthin diese mütterlich bedächtige Rede mit folgendem neuen Anlaufe:

„Nun aber hören Sie, Blasius. Wenn Sie mir jetzt feierlich versprechen, das Sie nach den eben ausgesprochenen Voraussetzungen getreulich thun und ohne Murren sich den Einrichtungen meines Hauses fügen —"

„Hm... äh... ja!"

„So sollen Sie nicht allein unser Ränzchen haben, sondern auch — und dies werden Sie zu würdigen wissen, denn es ist ein unerhörtes, ein noch nicht dagewesenes Opfer, verstehen Sie?"

„Ganz Ohr — äh!"

„Ja, ein Opfer, was auch Thusnelda Immergrün zugestand, meine brave, theilnehmende Freundin, die Ihnen übrigens sehr wohl will, Blasius."

„Hm, ham, hum!"

Die Leser werden nach dem oben Gesagten die ganze Centnerschwere dieses dreimaligen „Hm!" in Schwalg's Munde verstehen.

„Sondern Sie sollen auch — worin Thusnelda Immergrün vollkommen beistimmt — Gelegen=

heit haben, denn das Mädchen will Ihnen, Blasius, außerordentlich wohl — ja Gelegenheit, sich sofort in einer sociellen Stellung zu befinden, die des Gatten einer Enkelin der Pupillenräthin Rockock würdig ist"

„Aber wie das, wertheste Frau Pu... Pup!" — Mehr konnte der überraschte Accessist nicht herauspuppern.

„Sie empfangen" — sagte die Räthin mit fast bebender Stimme, vor Resignation bebend — „Sie empfangen — und es ist hauptsächlich die treffliche Thusnelda Immergrün, die mich zu einem solchen Opfer vermocht hat, dieses seltsam einsichtsvolle Mädchen, die Ihnen überdies wirklich wohl will!" —

„Aber, geehrteste Frau Pu... Pu... Pup!" — Ein abermaliger verblüffter Pupper legte allem Weitersprechen des erstaunten Blasius ein eisernes Veto in den Weg.

„Sie empfangen von mir zweihundert Thaler Gold, Blasius — sage zweihundert Thaler, sage Gold, Blasius —"

„Aber, verehrteste Frau Pu... Pu... Pu...

Pup!" — Dem Accessisten wurde es vor Wonne schwarz vor den Augen.

„Dies Opfer, Blasius," — zitterte in der That die alte, geizige Frau in allen Fibern ihres massenhaften Cadavers, indem sie krampfhaft mit beiden Händen die saffianledernen Pandora-Taschen umklammerte — „dies Opfer haben Sie durchaus und lediglich der Ihnen merkwürdig wohl wollenden Thusnelda Immergrün zu verdanken, die mich durch ihre imponirende Klugheit auf einen Gedanken gebracht, den... ich freilich auch hätte haben können, wenn er nicht so kostspielig wäre. Aber ich habe mich dennoch entschlossen."

„Und was soll es... äh... mit dem... äh ... Gelde?"

„Was es damit soll? Gleich werden Sie es hören: **Doctor juris** sollen Sie damit werden!"

„Hm, hm, hm, hm! Aber, Frau Rr...räthin... äh!"

„Ja, Blasius, das müssen Sie durchaus vorher werden, wenn anders sich mein Kind nicht blamiren soll. Meinen Sie denn etwa, daß eine Schlucks einen Accessisten heirathet?! — He? — Einen Accessisten, einen so armen Schlucker? Auf

solch' einen Gedanken können Sie nicht kommen. Nein, Blasius, entweder **Doctor juris, Doctor utriusque juris**, Doctor beider Rechte, oder keine Emerentia! Das steht fest und ist auch die sehr wohl erwogene Ansicht der, Alles so klar überschauenden, Thusnelda Immergrün, die allerdings und unverkennbar Ihnen sehr wohl will."

„Aber, Frau Räthin —"

„Nu—n?" — fragte diese gedehnt.

„In sieben Jahren hat man, e... e... e... eben weil man so lange A... A... A... Accessist ist, zu viel versch... sch... sch... schwitzt, um ein Doctor-Ek... Ek... Ek... Ex —"

„Amen, Amen!" — rief die Räthin — „das heißt: ja, ja, es muß dennoch geschehen! Also ernstlich, nur getrost, Blasius, es wird schon gehen und — Thusnelda Immergrün traut es Ihnen zu; das Mädchen hat merkwürdiger Weise eine gute Meinung von Ihnen —"

„Sehr gütig, sehr, sehr, beste Frau Räthin!"

„Auch sagt Thusnelda, daß Sie schon früher einmal, vor Jahren, als Sie noch so Vieles nicht ver... — wie sagten Sie — verdaut?"

„Sch... sch... s ch w i tz t, wollen Sie jedenfalls sagen.“

„Ganz recht — daß Sie damals die Absicht hatten, **Doctor juris** zu werden; ja, daß Sie bereits ein beträchtliches Stück an Ihrer Doctor-Disputation gearbeitet hätten; ein Werk, welches schon wegen seines interessanten T h e m a s, sagte Thusnelda, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich ziehen würde. Mein Gott, Blasius, davon sagten Sie ja noch gar nichts! Lassen solche Arbeiten liegen und schreiben so albernes Zeug, wie Ihre Idyllen, obgleich allerdings —“

„O, sehr gütig, sehr freundlich!“ — verbeugte sich Blasius, nicht anders meinend, als daß die Räthin sein T a l e n t als Entschuldigung anerkenne.

„Und wie hieß denn jene juristische Arbeit?“

„Das will ich Ihnen sehr gern sagen, Frau Räthin. Ich schrieb allerdings früher den Anfang dieser Arbeit. Sie war betitelt:“

„„Auszug gegen die alte, krumme Sch... Sch... Sch... Schlange —““

„Welche Schlange?“

„Si... Si... Si... Sie... sollen es sogleich

hören. Diese Schlange sollte die bisherige Juristerei sein, die ich bekämpfen wollte. Der vollständige Titel meiner Doctor-Disputation sollte also der sein:"

„„Auszug gegen die alte, krumme Schlange Juristenthums Juristerei!""

„Ganz vortrefflich, in der That."

„Sehrr—rr gütig!"

„Nein, Blasius, es wäre wirklich um diesen trefflichen Gedanken Schade; es wäre um Ihr Talent Schade, wenn Sie nicht sofort sich hinsetzten und —"

„Ich willige ein!" — rief der Mann mit der Doppelnase, die jetzt keineswegs mehr so stark schwitzte. Er rief es triumphirend, ergriff die zweihundert Thaler Gold und wollte eiligst fort.

„Halt, mein Bester, noch Eins! Sie dürfen — und dies schlug eigentlich zuerst Thusnelda Immergrün vor, in ihrem steten Wohlwollen gegen Sie — Sie dürfen während dieser kopfzerbrechenden Arbeit keinerlei Art Zerstreuung haben, und ich müßte wohl, meint Thusnelda, auf Ihr zeitheriges Clavierspiel, lieber Blasius, einige Wochen verzichten."

„Das würde ich wohl thun müssen... äh, ja!"

„Aber wer soll mir die langen, einsamen Stunden durch einiges Spiel auf dem Flügel verkürzen? Sie spielen wenigstens erträglich!"

„Sehr—rr gütig, Frau Räthin."

„Sollten Sie Niemand wissen? — Doch ja, Thusnelda meint, daß Sie allerdings einige Bekannte hätten, die vortrefflich spielen — der Bergrath Adler —"

„Vortrefflich? — Hm, da wüßte ich wirklich kei— ... doch ja, wer sehr gut, wer ganz einzig spielt, das ist allerdings der Bergrath Adler — meinte Thusnelda den?"

„Jawohl — aber würden Sie ihn vermögen, mir zuweilen diese Gefälligkeit zu erweisen? — Ich kenne diesen Herrn allerdings recht gut aus früheren Gesellschaften, wo ich ihn traf, aber dazu möchte ich ihn denn doch nicht veranlassen dürfen."

„Warum nicht? — Uebrigens könnte ich ja doch vielleicht alle Abende ein Stündchen —"

„Das wäre zwar recht gut, aber theils viel zu kurze Zeit für mich, theils meint Thusnelda, daß es allgemein für unpassend gehalten würde,

Sie so spät in der Nacht noch bei mir zu sehen, wegen Emerentia, die ja doch Ihre Braut ist. Und gleichwohl höre ich, wie Sie wissen, nur des Nachts von zwölf Uhr an am liebsten Musik. Nein, Sie dürfen, bester Blasius, nicht eher wieder kommen, bis Sie ohne Störung Ihre juristische Arbeit vollkommen beendet und das Doctor=Patent in meine Hände gelegt haben. Dann aber will ich, unter den vorhin bezeichneten Bedingungen, auch unser Ränzchen vertrauensvoll in Ihre Hände legen."

„Und" — sagte Blasius plötzlich stolz — „meine Ehre, Frau Räthin, erfordert es, Ihnen nicht eher wieder von mir sehen noch hören zu lassen, bis ich Doctor bin... äh... ja!"

„Brav gesprochen! Also auf Wiedersehen, auf Wiedersehen — als Doctor beider Rechte!"

„Und wenn es noch zehn Rechte gäbe, ich würde kommen als Doctor von allen zehn,... ja!" —

So muthig hatte Blasius noch nie gesprochen. Das machte theils das Gold, das er in den Händen hatte, theils das Lob seines Ta=

lents, das zu haben er sich steif und fest einbildete.

„Aber das Clavierspiel, Blasius, das Spiel!“

„Ich will mein Heil versuchen, Frau Räthin. Adler ist ein feiner Mann und wird es schon thun.“

„Gut, gut!“

Unter zahllosen Kratzfüßen, das Idyllenheft in der Hand, verschwand die Doppelnase hinter den schwarzen Fichten des Schindelhauses.

Des „Mißgeschickes schwarze Wolke“, die über seinem Haupte hing, war seinem gutmüthigen Blicke verborgen.

Die Räthin war in der That nur den Eingebungen der, ihrem Hause seit länger befreundeten, Thusnelda Immergrün gefolgt, der Gouvernante der vom Hofapotheker erwähnten Adele, Tochter des Professors Pelikan.

Was aber die Motive dieses „merkwürdig einsichtsvollen“ Mädchens hierzu gewesen und noch sein mögen, das werden wir später erfahren. Thusnelda Immergrün that nichts ohne Plan; nichts,

wobei sie nicht ihr persönliches Interesse lediglich vor Augen gehabt hätte.

Wir fragen daher mit Recht:

Ob Thusnelda Immergrün dem Blasius wirklich wohl will, oder wohl ihn will?!

Fünftes Kapitel.

Wie tief ein Adler sich herablassen muß, um ein Lamm zu fassen.

Wir führen die Leser in die Wohnung eines jungen Mannes, bei dessen Persönlichkeit wir vorzugsweise einige Augenblicke verweilen wollen.

Es ist der Bergrath Wolfgang Adler.

Derselbe, etwa sechsundzwanzig Jahre alt, dunkel-brünett, ernst, blaß, verdient mit vollstem Rechte das Prädikat eines schönen Mannes. Seine Gestalt ist hoch, kräftig, elegant, seine Haltung höchst vortheilhaft, stolz gehoben und Selbstgefühl verrathend; in den Gliedern seines Körpers liegt vollkommenstes Ebenmaß; alle seine Bewegungen gewandt, voll Anmuth und dennoch gemessen und würdevoll, während das Kalte, Ruhige, Ueberlegte in seinem ganzen Wesen vorherrschend ist.

Das ganz schwarze, glänzende Haupthaar ist vielleicht etwas zu dünn. Er trägt es ziemlich kurz geschnitten und vorn etwas über die sehr hohe und blendend weiße Stirn hereinfallend. Auf dieser schönen, sinnvoll gewölbten Stirn liegt der ganze eigenthümliche Lebensgedanke dieses Mannes wie ausgeprägt — Kühnheit, Unternehmungsgeist, Harmonie.

Noch deutlicher aber tritt uns der Genius seines Wesens in dem hinter einer scharfen Brille blitzenden, aber kalten Strahle seines großen schwarzen Auges entgegen — eines Auges, in dessen scharfem, festem Blicke der entschiedene Sieg über die Leidenschaften liegt, sowie die Herrschaft über sich und Andere. Die etwas überhängenden Augenlider gaben ihm etwas Lauerndes, Verschlossenes.

Das Ensemble dieses eleganten und schönen Mannes läßt uns den jungen Bergrath Adler als veritablen Gentleman, als vollkommenen Weltmann erscheinen.

Dasselbe Urtheil würden wir über ihn fällen, wenn wir einen Blick auf die Structur und Decoration seiner prachtvollen Wohnzimmer werfen. In einer Reihe hoher, saalartiger Stuben tritt uns

der Comfort eines ausgesuchten, höchst geschmackvollen Meublements, reiche Gardinen, werthvolle persische Teppiche, schwellende Divans von Damast und eine Menge der interessantesten Gemälde aller Gattungen, sowie besonders reizender Marmorstatuen entgegen — Erscheinungen, die eben so sehr den ausgebildetsten Geschmack, als lebhaft regen Sinn für die Kunst und ihre Producte verrathen.

Es sind vier an einander gränzende Zimmer. Unter den darin befindlichen Bildsäulen fällt uns besonders die ägyptische Göttin Isis auf, eine hohe, majestätisch=milde Frau, die Göttin der Fülle, sowie die Harmonia und ein Gemälde, der Schwan der Leda.

Man feiert heute Adler's Geburtstag. Alle Zimmer sind festlich geschmückt. Die Gäste sind noch nicht gekommen. Adler befindet sich mit einem seiner Freunde, dem Maler Aurel Werner, noch allein im Zimmer, worin der lebensfrohe Gott Komus steht, der vom Weine glühende Jüngling mit der aufwärts gekehrten Fackel.

Ein bisher lebhaft geführtes Gespräch setzen die beiden Freunde in folgender Weise fort:

„Wenn ich Dein Anliegen richtig beurtheilen

soll, Wolfgang," — sagte Werner — „so müßtest Du mir einen Blick in Dein bisheriges Leben thun lassen, wenn auch nur einen flüchtigen."

„Warum nicht?" — lächelte Adler und dennoch lag in seinen ausdrucksvollen Zügen heute ein ganz besonderer Ernst — jedenfalls eine Folge jenes „Anliegens", wie der Maler es eben nannte.

„Und der heutige Tag," — fuhr Werner mit sanfter Stimme fort — „Dein Geburtstagsfest ist zu einem flüchtigen Blicke über das bisherige Leben am meisten geeignet."

„Meine bisherigen Lebensverhältnisse, Aurel," — sagte der junge Bergrath verstimmt — „sind sehr einfach und schnell erzählt, wenn auch voll von Eindrücken und Stürmen, die früher mein Inneres durchzogen, sich aber jetzt völlig gelegt haben, ohne daß gerade auf dem Strome meines Lebens eine Windstille eingetreten wäre, vor der ich mich mehr fürchte, als vor Sturm; denn bei Windstille kömmt kein Schiff vorwärts. Und „„Vorwärts!"" ist, wie Du weißt, mein Losungswort."

„Und das meine: „„Aufwärts!""" — sagte der Jüngling mit einem schwärmerischen Blicke nach dem Himmel. — „Aber weiter!"

„Mein vor Kurzem gestorbener Vater,“ — fuhr der Bergrath fort — „ein einfacher Landmann, aber von gutem, praktischem Verstande, warmem Gemüthe und gesundem Urtheile, besaß in der Nähe von Mannheim ein bedeutendes Bauerngut, außerdem aber noch ein großes Capitalvermögen, mit dem er jedoch — sei es wegen seines schlichten Naturells und seiner äußerst einfachen Lebensgewohnheiten, oder sei es aus besonderen geheimen Gründen — gewissermaßen hinter dem Berge hielt, ohne jedoch weder mir noch meinen Geschwistern, deren ich noch zwei habe, irgend etwas abgehen zu lassen. Mich aber, den Jüngsten, da er besonders glückliche Anlagen in mir entdeckt zu haben meinte, bestimmte er zum Gelehrtenstande, unterhielt mich sehr anständig auf einer benachbarten Hochschule und später auf verschiedenen berühmten Universitäten, zuletzt auch hier in Heidelberg, wo ich Dich kennen lernte, Aurel. Ich widmete mich, außer der Musik, die ich leidenschaftlich liebe —“

„Und mit welchem ungewöhnlichen Erfolge!“ — fiel der Maler ein.

„Außer dieser Kunst, die doch immer Neben-

sache blieb, widmete ich mich mit Anstrengung und Lust den Naturwissenschaften, hatte das Glück, meine Bemühungen bald anerkannt zu sehen, ja mich vor Manchem auszuzeichnen und bin nun seit drei Jahren akademischer Professor der Mineralologie und den hiermit zusammenhängenden Naturwissenschaften, unter denen ich vorzugsweise die organische Chemie und Technologie cultivire."

„Was aber, Wolfgang," — sagte Werner besorgt — „könnte Dich bei so bewandten glücklichen Umständen so verstimmen, wie ich Dich gerade heute sehen muß?"

„Dir kann ich es ja wohl offen sagen, Aurel, wie schmerzlich mich die Kunde von dem plötzlichen Tode meines Vaters betroffen hatte. Eben so schmerzlich aber, ich gestehe es, der unheilvolle Inhalt eines Testaments —"

„Hat Dein Vater testirt?"

„Das hat er und — mich gewissermaßen enterbt!"

„Aber aus welchem Grunde? — Was ist geschehen? — Was hast Du gethan?"

„Ueberdrüßig des namhaften Geldzuschusses, den ich, neben meinem beträchtlichen Diensteinkom-

men, jährlich von meinem Vater erhielt und beanspruchte, hat er, vielleicht verhetzt, und weil er in der That nicht begreift, was ich mit den beträchtlichen Summen anfange, die er mir jährlich zufließen ließ, weil er ferner nach seiner Kenntniß vom Leben nicht anders glaubt, als daß ich das Geld im wahren Sinne des Worts vergeude, verpraſſe — hat er, sage ich, die Ueberzeugung gewonnen und in seinem Testamente ausgesprochen, daß er bei meinem vermeintlich verschwenderischen Charakter mir einen väterlichen, heilsamen Dienst leiste, wenn er mir plötzlich die reichgeflossene Geldquelle, das väterliche Vermögen, abschneide und mich — hahaha, ich muß unwillkürlich lachen! — — dadurch zur Besinnung bringe."

„Aber wie denn gänzlich enterbt?"

„Er hat in seinem, leider ganz gültig verfaßten und unanfechtbaren, Testamente angeordnet, daß mir von seinem sehr bedeutenden Vermögen nur der Pflichttheil zukomme, daß mithin alles Uebrige auf meine zwei Geschwister, Anna und Gustav, fallen, aber denselben unbenommen bleiben solle, mir, wenn sie dereinst die Ueberzeugung gewännen, daß mir das Geld weniger schädlich sei, als jetzt, ganz nach

ihrem Ermessen so viel zufließen zu lassen, als sie es für mich heilsam fänden. In das Ermessen von Leuten, die nach ihrer Lebensstellung und Erziehung — denn sie sind Landleute — gar keine Vorstellung davon haben können, was mir heilsam, was mir lieb und werth ist, oder was ich als Bedürfniß nöthig habe. Uebrigens sind Geschwister bekanntlich habsüchtiger und herzloser unter einander, als blutfremde Menschen. — Du ersiehst hieraus meine Lage, besonders da ich mit Sicherheit auf dieses sehr ansehnliche Vermögen gerechnet hatte, was mir nun plötzlich entgeht."

„Aber wie stehst Du mit Deinen Geschwistern, Wolfgang?"

„Wie soll ich mit ihnen stehen? — Sie sind einfache Landleute geblieben, haben keine Idee von höheren Lebensbedürfnissen, sind in der stets unmittelbaren Nähe des Vaters zur äußersten Sparsamkeit und Einfachheit erzogen und halten mich, so gut wie früher mein Vater, in der That für einen sinnlosen Verschwender, dem allerdings nichts heilsamer sei, als Entziehung jenes Vermögens. Uebrigens sind meine Geschwister" — setzte Adler lächelnd hinzu — „von meinen Kenntnissen und

Talenten, oder vielmehr von meiner bürgerlichen Stellung, sehr eingenommen und so oft ich sie besuchte, thaten sie mit mir groß, besonders seit ich Bergrath geworden bin."

„Und sie verweigern Dir dennoch jetzt Deinen, mit den ihrigen gleichen, Erbtheil?"

„Das thun sie, ja! — Sie übersandten mir neulich den gerichtlich bestimmten, sogenannten Pflichttheil und bedauerten es, des Vaters letzten Willen vollziehen zu müssen. Ich selbst habe sie um nichts gebeten. Im Gegentheil, ich habe auch diesen Pflichttheil unberührt an sie zurückgeschickt. Denn es gibt ein Gefühl, Aurel, was mächtiger ist, als aller Gewinn —"

„Das ist der Stolz, der edle Stolz!" — sagte der Maler und sein Auge glühte.

„Ich habe einen Plan, Werner. Du weißt, nach meiner Auffassung des Lebens im größeren Style, habe ich ganz andere Mittel, weit bedeutendere Geldsummen nöthig, als mancher Andere, der das Leben ebenfalls vollauf genießt. Und — ich werde mir zu helfen wissen. Denn was man nicht ererbt, das kann man doch —"

„Erheirathen?" — lächelte der Maler

schmerzlich, der, wie er Adler kannte, sich mit dieser Vorstellung nicht vertraut machen konnte. Adler hatte sich oft gegen die Ehe ausgesprochen, war aber in den letzten Jahren, wo seine Ansichten mehr gereift waren, zur entgegengesetzten Ueberzeugung gekommen.

„Und es ist doch jedenfalls Adele," — sagte der Maler — „die endlich Dein Herz überwunden? Sie ist das geistreichste Mädchen, was ich sah, wenn auch keineswegs das schönste."

„Adele?" — rief Adler erstaunt. — „Ja, die würde es sein, müßte es sein, wenn Adele's „goldnes" Haar wirkliches Gold wäre. Ihr Herz gewonnen, sagst Du? — Hm, vom Herzen ist hier weniger die Rede, denn das besitze ich längst. Adele liebt mich, Aurel, das weiß ich aus zahllosen Kennzeichen; sie hofft sogar auf meine demnächstige Werbung um ihre Hand bei dem alten, vorweltlichen Professor, ihrem Vater. Ich werde aber um die liebe, kleine Hand nicht werben."

„Da wirst Du Niemandem auf der Welt einen größeren Gefallen thun, als unserem Freunde, dem Baron. Denn Herr von Schrumm liebt Adele gränzenlos. Das weiß ich aus noch viel mehr

Kennzeichen, als Du bezüglich Adele's Liebe zu Dir. Der Baron würde Dir das sehr zu danken wissen, während Du allerdings dem Herzen Adele's einen furchtbaren Stoß geben würdest. Wer aber wäre Deine Auserwählte? Welches Mädchen hätte wirklich goldnes Haar? Vielleicht die Lorelei, die es noch außerdem mit goldnem Kamme kämmt! — Doch — wen hast Du im Auge? Du sprichst so entschieden, als wäre die Sache schon richtig und abgemacht."

„Das eben nicht. Denn Niemand, außer mir, dem Apotheker Hamsterhusius und Adele's Gouvernante, Thusnelda Immergrün, hat von meinem Plane eine Ahnung."

„Der also hat dies Gift gemischt, der Hofapotheker!"

„Ja, und zuweilen ist Gift eine sehr heilsame Medicin. Mir wird es gut bekommen; denn das Gift, das der mir mischt, ist edles Metall, was mir stets sehr trefflich zusagt."

„Und die Schlange Thusnelda zischt auch mit? Wie ist das möglich, daß gerade Adele's Gouvernante, die Immergrün, einen Plan unterstützen sollte, der ihrer Herrin den Geliebten kostet?"

„Und doch ist es so! — Erräthst Du jetzt vielleicht, wer die Lorelei ist, deren goldnes Haar ich mit goldnem Kamme kämmen und mit eiserner Scheere scheeren will.“

„Nichts weiß ich!“.

„Weißt Du kein Mädchen, das Du hier in Heidelberg für das unbedingt reichste hälst?“

„Hm, vielleicht Therese Campo? Sie ist reich, schön und gut.“

„Es ist die Mündel des Hofapothekers, die ich für die Lorelei halte.“

„Gott im Himmel! — Was? — Wie? — Darauf wäre ich nie gekommen! Nie! — Emerentia? Emerentia Schlucks? Du treibst Deinen Scherz mit mir!“

„Emerentia Schlucks!“ — lächelte Adler. — Sie und Niemand anders!“

„Aber Du Schiffer im kleinen Schiffe,“ — sagte der Maler mit Anspielung auf Heine's Gedicht — „Du schaust nicht die Felsenriffe!“

„O, ich schaue Alles, ich sehe Felsen, Klippen und Abgründe, aber durch diese Felsen ziehen Goldadern und diese sind die Adern des Lebens.“

„Aber Emerentia ist ja eine halbe Wilde!“

„Ich werde sie zahm machen.“

„Aber sie ist ja, wie ich für ganz gewiß gehört, bereits verlobt und zwar mit dem Accessisten Blasius Schwalg!“

„Ganz recht — und glaubst Du, daß es mir unmöglich wäre, eine Verlobung rückgängig zu machen, sobald ich mich entschlossen habe, das verlobte Mädchen selbst heirathen zu wollen?“

„Du machst mich neugierig!“

„Alles ist schon eingefädelt, und Du weißt, ein Frauenzimmer versteht gut, mit Nähnadeln umzugehen.“

„Welches Frauenzimmer?“

„Thusnelda Immergrün.“

„Was kann der daran gelegen sein?“

„In ihrer Art dasselbe, als mir. Denn Thusnelda will denselben Mann, der mit Emerentia verlobt ist, und ich will dieselbe Frau, die mit Blasius Schwalg verlobt ist. Verstehst Du jetzt?“

„Nein, Adler, das hätte ich nie von Dir gedacht — das nicht!“

„Ich aber denke es von mir und denke selten unlogisch. Ich denke und handle mit Consequenz.“

„Aber es kann und darf Dein Ernst nicht sein!“ — rief der Maler überlaut uud stampfte fast wüthend mit dem Fuße.

„Armer Poet!“ — sagte Adler kalt und in demselben Tone eines sonderbaren Mitleids, wie früher, während sein großes schwarzes Auge hinter den scharfen Brillengläsern operirte.

„Ach, Adler, wie steigst Du aus Deinen Höhen herab, wie erniedrigst Du Dich!“

„Das thut jeder Adler, um ein Lamm zu fassen, ein fettes, wolliges Lamm! Hat er es aber, dann schwingt er sich wieder auf!“

„Abgesehen aber, Adler, daß es in meinen Augen stets unter der Würde eines Ehrenmannes ist, ohne weitere Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften eines Mädchens, sie ihres Reichthums wegen zur Frau zu wählen; — abgesehen davon, so gehst Du doch hier — durch eine Verbindung mit dieser Halbwilden, die Du übrigens erst den Krallen des greisen Drachen Rockock entwinden müßtest — geradezu und unausbleiblich dem Unglück entgegen, ähnlich den bezauberten, beherten Schiffern der Lorelei. Denn Emerentia ist auf das Corrupteste erzogen, ein unweib-

liches, unsauberes, verworrenes Geschöpf, das Dich bald zum namenlos elenden Manne machen würde; gerade Dich, Wolfgang, der Du bei Deinen hohen gesellschaftlichen Bedürfnissen, bei Deinem feinen Geschmacke für Kunst, Lebensgenuß und glänzende Häuslichkeit, nothwendig nur ein Weib haben müßtest, wie etwa Adele, ein vollendet gebildetes, hochherziges und geistvolles Weib, das Dich durch's Leben begleitet, das Dich ganz versteht und Dir Alles ist. Nicht genug aber, daß Emerentia von alle dem das gerade Gegentheil ist, so wirst Du doch nie die alte Schlange Rockock überwinden, diesen dickschuppigen Drachen mit seinem Heißhunger nach Gold, diese furchtbare Frau mit ihrer Klugheit, ihrem Geize und ihrer Herrschsucht! Du wirst Dich an ihr brechen, wie die Welle am Felsen, und wenn Du schäumst, wie die Brandung, und wenn Du brausest, wie die Woge! — O, ich kenne dieses Weib! Ich habe früher dort gewohnt, als ich die Familie porträtirte. Das bedenke wohl, lieber Adler!"

„Ich habe" — erwiederte der Bergrath kalt und fest — „erstens Alles und noch weit mehr überdacht, als was Du da sagst; — ich habe zwei-

tens noch Niemand kennen lernen, der meinen Willen gebrochen hätte, wie der Fels die Brandung, und ich habe drittens den ganz begreiflichen Entschluß gefaßt, ein reicher Mann zu sein. Nicht aus gemeiner Liebe zu mir, nicht aus Selbstsucht, sondern aus der veredelten Liebe zur Welt — zur Welt, wie sie eben ist, zu der Welt, die mich umgibt, auf die ich wirke und die durch mich, durch Bethätigung meiner Kräfte, durch Ausführung meiner Ideen und Pläne, noch zehnmal mehr bereichert werden soll, als das beträgt, was ich von ihr verlange."

„Aber wie wolltest Du mit Emerentia hinkommen? Sie ist das verschrobenste Geschöpf unter der Sonne!"

„Sie läßt sich erziehen!"

„Was, die Gazelle der Wüste erziehen?"

„Doch wenigstens dressiren!"

„Aber die Alte, der Drache, die Rockock?"

„Sie läßt sich, wo nicht umformen, doch modern poliren — wie ein Roccoco-Möbel sich neu lakiren läßt."

„Aber ihr Geiz?"

„Läßt sich, wie der härteste Diamant, auf-

lösen. Es gibt Präparate, Werner, es gibt Säuren. Und ich will ihr den etwaigen Widerstand gegen mich sauer machen, sehr sauer, bis daß sie sich auflöst, und sollte es erst im Grabe sein!"

„Aber wie?"

„Du weißt, man ist Mineralog, man ist Chemiker. Das Gold dieses alten Felsens wird flüssig werden und ihre starre Herrschaft wird sich biegen und krümmen lassen, und zwar durch das milde Oel der Schlauheit und durch die täuschende Wärme künstlicher Formen, — gerade so, wie sich das starre Horn des Bullen durch Oel und Wärme krümmen und nach Innen biegen läßt, um es unschädlich zu machen. Mag der Bulle brüllen, wenn ihm die tödtliche Waffe fehlt! Dies ohnmächtige Brüllen sollte mir Ohrenschmaus sein!"

„Mich würde es betäuben!"

„O, das Leben, Freundchen, macht uns gegen gar Manches taub! Und ich sage Dir, ich würde bei dem Brüllen des Drachen Beethoven'sche Symphonieen studiren und in allen Erscheinungen nur Harmonie des Lebens sehen. Denn, glaube mir, auch ein solcher Geizdrache, wie die Rockock, mußte geboren werden und zusammenscharren, da-

mit das Resultat ihres Hamsterlebens (das große Kapital als solches) entstehen und wirken könne — wirken durch Männer, die, wie ich, nur das Allgemeine im Auge haben, so sehr es auch den Anschein hat, als bezwecke ich nur, mich selbst zu bereichern."

Unterbrochen wurden sie durch den Eintritt des Hofapothekers. Am Arme führte er den höchst verblüfft grüßenden Blasius Schwalg, den Mann mit der Doppelnase und der Idyllenstirn.

„Aber dieser Herr?" — fragte Adler, der in seiner ganzen hohen männlichen Schönheit neben Blasius, dem Idyllendichter und Accessisten, stand und auf ihn deutete.

„Den bringe ich mit zu Dir! Er hat ein Anliegen, dieser Biedermann, und sich direct an mich gewendet, ihm zu secundiren."

„Die Frau Pu... Pu... Pup" — weiter brachte Blasius bei'm ersten Ansatze nichts heraus, fuhr aber dann fort: „läßt Sie bi... bi... bitten, und ich auch... äh... ja!"

Nun wurde nach und nach der Inhalt der Blasius'schen Bitte immer klarer. Sie lautete, wie wir vermuthen konnten, dahin, daß der

Bergrath, „ein so großer und anerkannter Meister im Clavierspiel", für so lange die abendlichen Vorträge auf dem Flügel der Frau Pupillenräthin Rockock gütig übernehmen möge, als Blasius an seiner Doctordisputation, dem „Auszug gegen die alte krumme Schlange ꝛc." ohne Störung arbeiten müsse.

„Um Sie noch mehr dazu zu vermögen," — sagte Blasius verblüfft — „so hat mir... äh... ja!"

„Was ist es! Ich übernehme es recht gern und mache mir ein Vergnügen daraus, vor solch' einem Kennerohr, wie das der Frau Räthin, einige Zeit zu spielen. Aber was haben Sie da? Einen Brief? An mich?"

„Von Fräulein Thusnelda Immergrün, ja, die mir erst den Muth dazu gemacht, diese Bitte an Sie zu wagen — äh, ja!"

„Gut, gut!" — Adler steckte den Brief in die Tasche. Er enthielt den ganzen Plan der Intrigue. Lächelnd sagte er:

„Ich werde mich jedenfalls schon heute Abend oder morgen einstellen!" — Hierauf begleitete er den, unter zahllosen Accessisten-Kratzfüßen rückwärts

zur Thür hinausschiebenden Mann mit der Doppelnase sehr höflich bis in den Vorsaal.

Somit war der Bergrath so gut wie eingeführt im Hause der Lorelei-Großmutter mit den gewichtigen Pandora-Taschen, und wir werden bald sehen, wie ungeheuer grün der Kater Mufti auf diese neue Erscheinung im Rockock'schen Schindelhause blicken wird.

Vor der Hand sind wir so frei, unsere Leser an dem Adler'schen Frühstücke Theil nehmen zu lassen. Die Treppe erschallt so eben von neuen Tritten.

Sechstes Kapitel.

Wie die Zeitwörter Avoir und Savoir conjugirt werden.

Die sich zum Geburtstags-Frühstück einfindenden Personen sind (außer dem bereits anwesenden Hofapotheker und Maler Werner) der junge russische Graf Pirakoff, altritterlich gekleidet, hochgewachsen, blaß und ernst; der gelbstirnige, stangenlange Fabrikherr Thomas Campo und dessen erster Commis, Herr Hugo Henrico Husch.

Der Commis ist ein hübscher, sauberer, etwas beleibter Herr, mit weißen Zähnen, weißer Stirn, sehr weißem, breitbrüstigem Hemd, rothem Backen- und gewaltigem Schnurr- und Knebelbart; sonst durch und durch Commis-Voyageur.

Bald nach den Bisherigen trat noch ein Herr ein, dessen adeligen Namen uns der Maler Aurel

Werner bei einer Gelegenheit nannte, als er von Adele sprach, dem geistreichen Mädchen, in welches dieser adelige Herr sehr leidenschaftlich verliebt sein sollte. Es ist der, in Heidelberg nachträglich noch etwas Diplomatie studirende, Baron Anselm Guido von Schrumm — schmächtiger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren; Augen hummernartig hervortretend, Haar dünn, Nase dünn, Stimme dünn, Taille dünn — Kopf aber dick, auffallend dick und gebildet wie eine verwachsene Kokosnuß; Mund karpfenmäulig breit, Haare blond.

In Schrumm's Kokosnuß befindet sich die seit Jahren angesammelte diplomatische Süßmilch, ein Chaos von Staatsweisheit, Jurisprudenz, Geschichte, Rhetorik, Heraldik und modernen Sprachen, die der Mann bei jeder Gelegenheit seines kurzen, hastigen Eisenbahnstyls zu citiren pflegt und damit zu imponiren vermeint.

Herr Baron Anselm Guido von Schrumm, ein Preuße, auch Officier gewesen, gegenwärtig Diplomat, **homme de bonne compagnie**, leidenschaftlicher Verehrer der geistvollen, kecken Adele Pelikan, trippelt lorgnettirend in allen vier Zimmern des Bergraths auf und ab, steckt seinen Kokosnuß=

Kopf in alle Winkel, betastet alle Statuen, besonders die schwellenden Formen der griechischen Hamadryaden (Nymphen der Bäume) und spricht in seinem preußischen Lieutenants-Dialecte:

„Famos, messieurs! Jöttliche Gestalten das! Höllische kleine Bestien, diese Nymphen!“ — Und damit patschte er mit seinem gelben Glacéhandschuh auf die glatten Culminationspunkte der schönen Marmormädchen.

„Famoser Ker—rrel, der Bergrath; hübsch arrangirt, viel Geschmack, Comfort, oui, uff Ehre! — Aha, voilà, voici, noble Jestalt das! — (Es war die Göttin Isis, die Schrumm keineswegs kannte, dennoch aber wichtig bemerkte:) — Bon goût, uff Taille!“

Und somit trippelte der Baron lorgnettirend weiter, steckte seine dünne Nase in alle Ecken, alle Vasen, alle Tassen, bis er mit allen Anzeichen quälender Neugierde vor einem elegant eingerahmten Bilde stehen blieb, das jedoch zu seinem großen Leidwesen mit einem grünseidnen Vorhange verhüllt war. Kreisend um dies Bild, bleibt Herr von Schrumm endlich in dessen Nähe stehen, setzt oft an, den Vorhang etwas zu lüften, wagt es aber

aus Rücksicht des Anstands nicht und zerbricht sich fast den Kokosnußkopf.

Unter dem Schleier dieses Bildes standen, außer dem entsprechenden Gemälde, die Worte: „**Ne régardez-donc pas dans tous les culs!**“

Der diplomatisch-neugierige Baron wendete seine Hummeraugen nicht von dem Vorhange des Bildes weg.

Der trefflich servirte Frühstücktisch war reich besetzt und die beträchtliche Zahl der bereits geleerten Flaschen vermehrte der kleine, mulattenartige Diener Kurt bald mit den silberköpfigen Champagnerflaschen.

Graf Pirakoff hatte viel von Rußland gesprochen, wohin er wegen eines Ereignisses reisen wollte, das wir bald erfahren werden. Baron von Schrumm unterbrach den ernsten, blassen Russen mit den Worten:

„Sonst janz süberbes Land, **la Russie**, uff Ehre! Wollte früher zur dortigen Gesandtschaft. Faule Sache! Wurde nichts d'raus! Aber famoses Land, das! — Aristokraten nur gar zu reich, uff Taille, zu opulent! Luxus der Moskowiten transscendental! Gar nicht mitzukommen! Alles Gold,

Alles Platina, Alles Imperialen! Abominable Münze das! Sonst fabelhafte Tournure in **la Russie!** Uff Ehre, Graf, famoses Land, das!"

„Seit wenn haben Sie, Adler," — sagte der heute ganz besonders ernste Graf, gekleidet in eine ähnliche, altritterliche Tracht, wie wir sie auf dem Friedhofe bemerkten, als er mit dem Apotheker und dem jungen Stadtkirchner Heinrich Wagner die alte Kirche besah — „seit wann haben Sie diese herrliche Statue, diese ägyptische Göttin Isis? Sie ist trefflich gearbeitet, ausdrucksvoll und erhaben."

„Ich besitze sie," — sagte der Bergrath — „seitdem ich mich zum wahren Verehrer dieser Gottheit bekannt habe — etwa seit zwei Jahren."

Die Leser erinnern sich der charakteristischen Hauptumrisse der Göttin Isis, sowie der, nicht fern von ihr aufgestellten, Harmonia, der Tochter des Mars und der Venus. Isis, die Tochter Saturns, wird mit mehreren Brüsten und einer Lotusblume auf dem Haupte abgebildet.

„In Rußland" — sagte der Graf — „gab es vor Zeiten eine ähnliche mythische Gottheit, wie hier die Isis, und ich glaube von derselben Bedeutung. Es war die Siwa, Göttin des Lebens,

der Naturkräfte, der Fülle. Sie war vermählt mit dem Sibog, dem Erdgeist, dem Gott der Stärke, und gebar die Pripekala, die Göttin der Liebe."

„Diese merkwürdige Ideenverwandtschaft der entlegensten Völker und verschiedensten Zeiten bestärkt mich" — sagte Adler — „immer mehr in meiner — ich kann wohl sagen religiösen — Verehrung der Isis, sowie überhaupt dieser Götter, die Sie hier sehen, besonders der Harmonia. Und wenn Sie erlauben, meine Herren, so stoßen wir in diesem Champagner auf die Göttin der Fülle und Harmonie feierlich an!"

Die Gläser erklangen. Campo's gelbe, harte Stirn wurde nicht weicher und nicht röther. Desto mehr blauroth wurde die, mit einer Riesenwarze gekrönte, Habichtsnase des Hofapothekers. Das schneeweiße Faltenhemd des Commis Hugo Henrico Husch brüstete sich wie das Gefieder eines aufgescheuchten Gänserich, während Baron von Schrumm, der bereits mehr als alle Uebrigen getrunken hatte, schon seine Kokosnuß öffnete und eine diplomatische Rede auszuschütten den Besorgniß erregenden Anschein hatte. Er sagte:

„Sch... Sch... Sch... Schtille! Schtille, messieurs! Ein Toast! Famoser Kerr—rrel das, der Bergrath, transscendentale invention!“

„Ond dü Woiber solle löbe, ond dü Mödels, ond dü Lübe ond dör Woin!“ — rief Herr Husch mit seinem breiten Westphalendialecte, der dem Bergrathe immer vielen Spaß machte.

„Sie äußerten vorhin, Bergrath,“ — unterbrach der immer ernster werdende Graf Pirakoff diesen Toast, der ihm wenig zusagte — „Sie sagten vorhin, daß Sie die Statue Isis seit der Zeit besitzen, seit Sie wahrer Verehrer dieser Gottheit geworden. Sind Sie ganz Heide geworden, Adler?“ — setzte der Graf lächelnd hinzu.

„Bei diesen kostbaren Perlen, die dem Meere irdischer Freuden entsteigen,“ — antwortete Adler, auf den moussirenden Champagner deutend — „bei den Perlen dieses Rebenblutes, ich bekenne mich zu dieser Gottheit, zu der Allernährerin, zu der Urmutter aller Kräfte, zur Göttin der Fülle! Sie haben mich früher meist falsch verstanden, Pirakoff, indem Sie mir rohen Materialismus vorwarfen und meinten, daß ich dadurch die Herrschaft der Materie allein ausspreche und decretire, die

Herrschaft der Sinne und des Fleisches. Sie haben mich immer nur halb verstanden. Und dennoch bekenne ich mich feierlich zu dieser wohlverstandenen Herrschaft. Sie ist das Gepräge unserer Zeit und Ihr Alle, meine sehr werthen Gäste, seid, ohne es vielleicht selbst zu wissen, die Ritter dieser großen, souveränen Königin — jeder in seiner Weise, jeder in seinem Kreise!"

„Wahr gesprochen! Angestoßen!" — bemerkte Campo, der Mann mit der kanastergelben, harten Stirne, den Preiscourant-Augen und dem halben Schiffe. Dabei klammerte er seine zehn langen, gelben Finger krampfhaft um eine der Champagnerflaschen. Diese seine Finger sahen aus, wie ächte importirte Havanna-Cigarren.

„Sch... Sch... Schtille, messieurs, schtille! Weiter jedüftelt! Famos! J'y consens! Uebrigens ein göttlicher Saft das, Bergrath; feine Sorte, uff Ehre!" — So schrummte der Baron, indem er seine weit hervortretenden Hummeraugen lüstern auf die hübschen Aufwärterinnen richtete, unter denen sich die, jetzt bei dem Grafen als Schließerin angestellte, Wally Knix besonders hervorthat.

Adler hatte sie wegen ihrer Kochkunst für heute kommen lassen.

„Es soll dös röölle Wohlbefünde löbe!" — rief Hugo Henrico Husch mit selbstgefälligem Pathos und stieß mit Campo und Comp. feierlich an.

„Im Gegensatze von erträumten Illusionen," — fuhr Adler fort — „von romantischen, unrealen Luftschlössern, von Vertröstungen auf das Paradies jenseits des Grabes!"

Die Gläser erklangen wieder und selbst der marmorne Gott Komus schien von Wein zu glühen.

„Sch... Sch... Schtille!" — schrie der Baron. — „Penibles interrompre! Famoser Kerr—rrel das, der Adler! Schtille! — Weiter!"

„Es ist das Vorspiel" — sagte der Graf, kalt lächelnd — „von der Posaune des jüngsten Gerichts, denn solche Aeußerungen, Bergrath, sind mir noch nicht zu Ohren gekommen."

Die Anderen hatten indessen ihre gefüllten Gläser nochmals erklingen lassen.

„Wie dieser Gläserklang, mein lieber Graf, so klingt auch die vorherrschende Tendenz unserer Zeit zum veredelten, durch die Civilisation beseelten Materialismus aus allen Lebensrichtungen em-

vor — in der Gesellschaft, im Staate, in der Wissenschaft und Kunst, im Leben, im Verkehre, im Hause. Und dieses charakteristische Gepräge unserer Zeit, obwohl sein klarer und wahrer Ausdruck noch nicht hell genug, nur erst dunkel heraufklingt aus der großen, geheimnißvollen Werkstätte des Weltgeistes, es muß dem als ein völlig gerechtfertigtes, veredeltes erscheinen, der die Weltordnung und vor Allem die Mission der Menschheit vernünftig auffaßt."

„Cavalièrement!" — rief Herr von Schrumm begeistert. — „Famoses savoir-vivre das! Superbes laisser-aller! Pyramidale Tournure, uff Ehre! Monsieur Adlér, vous êtes Mann von Welt, homme de bonne compagnie! — Aber was haben Sie doch dort unter dem verschleierten Bilderrahmen, mon Dieu!"

Der seichte Kokosnußkopf lorgnettirte immer noch nach jenem verhüllten Bilde.

Während die übrigen Herren, Jeder in seiner angegebenen Weise, ihren Beifall ausdrückten, murmelte der Hofapotheker in sich hinein und zeichnete dabei mit seinem Krückenstocke seltsame Figuren auf die Dielen. Er murmelte:

„Ich, Prediger, war König über Israel zu

Jerusalem und begab mein Herz zu suchen und zu forschen weislich Alles, was man unter dem Himmel thut. Ich sprach in meinem Herzen von dem Wesen der Menschen, darin sich Gott anzeiget und darlebt. Das ist die Mission. Denn, sagt Salomo, es gehet dem Menschen, wie dem Thiere. Wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr! Es fähret Alles an einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staube! Wer weiß, ob der Geist der Menschen aufwärts fahre und der Odem der Thiere unterwärts unter die Erde? Unterwärts! — Darum sahe ich, daß nichts Besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, daß er lebe! Denn das ist sein Theil und das ist seine Mission."

Während Hamsterhusius diese Worte des weltweisen Salomo (Pred. S. 1, 12 und 3, 19) leise und gedankenvoll vor sich hinsprach, erklangen die champagnergefüllten Becher durch die eleganten Zimmer des gastfreundlichen Bergraths. Der Maler aber und der Graf saßen still und — träumten!

„Und ich leugne es nicht," — fuhr Adler wärmer fort — „ein Repräsentant eines solchen

wohlverstandenen, im Geiste unserer Zeit liegenden Materialismus zu sein, ein Verehrer der Göttin Isis; ein Ritter der ewigen, der heiligen Materie, aus der alle Wesen, alle Creatur, der Mensch, der Geist, der Gedanke, die Welt erstanden ist. Ja, ihr Vorkämpfer, ihr Ritter will ich sein!"

„Ein Ritter!" — rief der bleiche Graf mit bitterem Lachen. — „Ein Ritter der Verwesung, ein Ritter des Fleisches und der Sünde?"

„Aber, Gentleman, Sie fallen wieder einmal vom Nußbaum," — rief der Apotheker — „und direct in die Hände der Küster und Consorten!"

Durch das allgemeine Gelächter auf diese Bemerkung erscholl nur aus dem Karpfenmaule des Herrn von Schrumm das Gemurmel: „Penibler Kerrrl das, der Graf!"

Damit richtete er die Lorgnette nach dem geheimnißvoll verhüllten Bilde. Er hätte vor diplomatischer Neugier platzen mögen.

Auf die dringende Frage nach Erläuterung mußte der Hofapotheker die Geschichte von dem Nußbaume erzählen, wie wir sie früher mitgetheilt haben.

Darauf bemerkte Adler:

„Wer die goldenen Früchte von dem ewig grünen Baume des Lebens sicher ergreifen und keine tauben Nüsse pflücken will, der darf nicht schlafen und träumen. In diesem Traume fällt er herab und direct in die Hände der Küster und Pfaffen, in die Arme der rettenden Kirche. Nein, mit aller Anstrengung muß er hinaufklettern, von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast; sich festklammern und nach den goldnen, mit süßer Lebensmilch gefüllten Nüssen greifen."

„Pyramidale expression, uff Ehre!"

„So werfen wir" — rief Adler mit Leidenschaft, die sonst selten an ihm zu bemerken — „dem Leben den Fehdehandschuh hin, zum männlich-ritterlichen, zum ehrlichen Kampfe, um die Macht seiner Uebel zu besiegen, seinen Angriffen zu begegnen! Das ist meine Parole und die sich dazu bekennen, das sind die wahren Ritter des Lebens!"

„Die Ritter vom F l e i s c h e!" — rief Pirakoff höhnisch und verächtlich-bitter.

„Und sei es! Jawohl, Herr Graf! Warum nicht? Gut!" — antwortete im heiteren Tone der gewandte Bergrath, der zu viel Takt und gute Lebensart besaß, als daß er den bittern Ton des

Grafen auffassen und zur Veranlassung einer unangenehmen Störung des kleinen Festes werden lassen sollte. — „Gerade mit diesem Paniere, mit diesem Titel, so massiv er auch scheint, und besonders in Ihrem, sonst immer so artigen, Munde, Pirakoff, und in Ihrem Sinne; mit diesem Titel schlagen Sie sie nicht nieder, diese Ritter, wie ich sie meine. Nein, Sie erheben sie, ohne freilich leider ihre hohe Bedeutung zu verstehen."

„Hohe Bedeutung?" — rief der Graf mit verächtlichem Lächeln.

„Ja, ich wiederhole es, hohe Bedeutung! — Denn wahrhaftig — und das betheure ich Euch, Ihr Herren! — nicht als etwas Gemeines ist die Natur und das Wesen der von mir gemeinten Männer aufzufassen — der Männer, die Sie, Pirakoff, so wegwerfend „Ritter vom Fleische" nannten!"

„Mais famoser Name das! Pyramidale invention! Schauderös penibler Kerrr—rrl, der Iraf, uff Ehre! — Aber was haben Sie doch dort unter dem Vorhange, Adler?" — schrummte der diplomatische Baron weiter und seine röthlich

entzündeten Hummeraugen lorgnettirten nach jenem Bilde.

„Hohe Bedeutung?“ — höhnte nochmals und im Accompagnement mit dem schwärmerischen Maler Werner der junge ernste Graf. — „Nur rücksichtslose Gierde nach rein sinnlichem Erdengenusse kann die Ordensregel Ihrer Ritter sein!“

„Total mißverstanden! Dacht' ich's mir doch!“ — antwortete der Bergrath. — „Das keineswegs, Pirakoff; nein und zehnmal nein! — Viele, ja sehr viele von allen den Repräsentanten des heutigen Zeitgeistes mögen Ihren, eben ausgesprochenen Vorwurf verdienen. Aber weit sind sie von dem entfernt, was ich unter meinem Ritterthume verstanden wissen möchte. Denn keineswegs im sinnlichen Erdengenusse, keineswegs im nackten Egoismus, im Verdrängen aller innern und hohen Potenzen des menschlichen Wohlseins und Glücks, sondern in dem lebendigen und unverhüllten, in dem thatkräftigen Streben nach möglichst reicher, nach erschöpfender Ausbeute des individuellen Lebens eines Menschen, sowie — und darauf merken Sie wohl! — in der Realisirung der Bedingungen, unter welchen allein

der Einzelmensch zur Geltendmachung seiner Rechte an das Leben und seinen Genuß, zur Verwirklichung seines angebornen Dranges nach harmonischem Wohlbefinden gelangen kann, sehen sie ihre Aufgabe."

„Und was ist denn Wohlbefinden?" — fragte der Graf mit sonderbarem Lächeln.

„Ehre ist Wohlbefinden!" — schrie der diplomatische Baron, dessen röthliche Augen durch den Wein in's Scharlach übergingen und bewiesen, daß sein Kokosnußkopf bereits voll Geist war. — „Nur Ehre, uff Ehre, ist Wohlbefinden! Bon ton et comfort ist Wohlbefinden! Savoir vivre und noble Passionen ist Wohlbefinden, Passionen mit etwas Beimischung von sittlichem Principe. Oui, messieurs, c'est celà! — Ansehen und Ehre, messieurs, uff diplomatischem Wege, Carriere bei Hofe, Jesandtschaft 2c. das ist Wohlbefinden, uff Taille, messieurs, uff Ehre!"

Mit dieser Probe seiner diplomatischen Beredtsamkeit, die er im Stehen und die rechte Hand unter'm Frack vollzog, plumpste Herr von Schrumm ganz erschöpft in den Sessel zurück und — lorgnettirte.

„Mag sein, Baron, mag sein!" — sagte kalt und trocken der Mann mit der gelben Stirn, der Fabrikherr Campo (und dabei machte er eine schnelle Fingerbewegung auf dem runden Tische, wie Einer, der Geld aufzählt). — „Aber nur Haben ist Wohlbefinden! Erst Klang in den Taschen, dann Einklang in den Rechnungen und Einklang im Leben; das ist Wohlbefinden, das **Avoir vivre!**"

„Nein, das **Savoir!**" — rief der junge Künstler Werner begeistert dazwischen und eine schöne Flamme umglühte seine Wange, sein seelenvolles Auge. Der Graf nickte schweigend Beifall.

„Ich glaube, Beides zusammen," — sagte Adler lächelnd — „das **Avoir** und das **Savoir**. Beide ergänzen sich. Aber diese Worte unserer Zeit, diese bedeutungsvollen Zeitwörter, sie sind sehr unregelmäßig und schwer, sehr schwer zu conjugiren. Der Ausnahmen gibt es mehr als der Regeln und doch wird der Schlüssel dazu noch gefunden werden. **Avoir** und **Savoir** sind die zwei hieroglyphischen Worte in der Syntax und Grammatik, dem inhaltschweren Buche des Lebens, daraus wir die große Sprache lernen, in der wir mi-

dem Weltgeiste reden können, nicht die Muttersprache, sondern die allgemeine Vatersprache!"

„Wahr gesprochen! Angestoßen!" — rief wieder einmal der schweigsame Campo und Comp. und der starre Cigarrenkönig blauzte dabei so delicat behaglich, so vornehm selbstgefällig mit den dünnen Lippen, als ob er eben eine importirte ächte Havanna-Cigarre schmauchte.

„Einer mag überwältigt werden" — brummte der Apotheker — „und zwei mögen widerstehen, aber eine dreifache Schnur reißet nicht entzwei! — Deshalb zähle auch ich mich zu den Rittern!"

„Büfat! Die Rütter vom Floische solle löbe!" — rief der erste Commis der Firma Campo und Comp. mit seinem breiten täppischen Dialecte und strich sich den Schnurr- und Knebelbart.

„In diesen Toast" — sagte Adler — „stimme auch ich mit ein, so oft Sie es verlangen. Denn — ich wiederhole es nochmals — nichts Gemeines liegt in der wohlverstandenen Tendenz und dem rechtbegriffenen Wesen der ächten Ritter dieses Ordens. Nein, verstehen Sie sie nicht so, Pirakoff, als wenn sie allen hohen und edlen Regungen des

Geistes, allen göttlichen Schwingungen des Gemüthes **Va banque** und **Vale** sagten; ja, als ob sie keiner hochherzigen Gesinnung, keiner aufopfernden Handlung fähig, sondern nur engherzig, selbstsüchtig, sinnlich und der Poesie des Lebens gar nicht zugänglich wären. Ganz das Gegentheil!"

„Hm!" — rief Pirakoff, indem er hastig und sichtbar aufgeregt vor dem runden Tische auf- und abging. — „Alles nur Worte und Phrasen! Ha! Hohe und edle Regungen des Geistes! Hochherzige Gesinnung! Aufopfernde Handlung! Und dennoch Ritter vom Fleische! Zum Lachen! Hahaha! Was gilt's, Bergrath, ich führe Sie, nebst allen Ihren Rittern da, thatsächlich **ad absurdum**, wenn ich Euch jetzt auffordere, eine wahre und ächt ritterliche Handlung, hochherzig und aufopfernd, auszuführen — eine Handlung, die ich eben im Begriffe bin, zu begehen, indem ich — —. Doch, wo denke ich hin!" — brach er plötzlich und mit Bitterkeit ab, mit einem düster höhnischen Blicke auf die Herren der Tafelrunde.

Freundlich fragte der Bergrath:

„Was wollen Sie sagen, Graf? Ich habe Sie lange nicht so feierlich gesehen!"

Und nun erzählte Pirakoff mit auffallender Wärme, wie er bei der Kirchnerswittwe Susanna Wagner ein reizend schönes, junges Mädchen getroffen, Namens Rogneda; wie dieselbe von einer vornehmen russischen Dame der Wagner zur Erziehung gegeben worden. Er setzte hinzu: „Wer Rogneda ist, sagt die Wagner nicht. Sie habe der fremden Dame schwören müssen, nichts zu verrathen. Das Mädchen aber ist offenbar von hoher russischer Herkunft und ich werde — sie erforschen — verreisen."

„Hahaha!" — lachte Adler gerade hinaus, so sehr er sich aus Takt wohl gern beherrscht hätte. — „Was wollen Sie, Pirakoff? Was haben Sie vor? Wohin wollen Sie pilgern? — O, die Zeiten der ritterlichen Kreuzzüge sind vorbei! — Vorbei ist die Zeit der romantischen Stromiane, der räudigen Muntschen und liebekranken Jammermenschen!"

„Ja, das ist sie, aber nur für Euch, Ihr Ritter vom Fleische!" — lachte der Graf spöttisch auf. — „Da ist sie vorbei, die Ritterzeit! Für Alle, in deren Herzen nichts weiter sich regt noch

klopft, als der ewig prägende Hammer der Münze! Vorbei für servile Diplomaten, verschrumpfte Bureaukraten; vorbei für Krämer, für Ladenhüter, Syrupgesichter und Krautjunker, die Junker vom Tabakskraut! — Ja, für die Alle ist jene große Ritterlichkeit vorbei! — Anstatt der alten deutschen Mannheit, die Eurer Nation für alle Ewigkeit Ehre macht, sehe ich nichts, als Schwelger, Egoisten, Gourmands, Intriguants, Gecken, Wollüstlinge, Phlegmatiker, Verschwender, Prasser! — Hahaha! Und das wollen Ritter sein, diese Sclaven des Fleisches, hahaha!"

„Fallen Sie nicht vom Nußbaume, Gentleman!" — rief der Apotheker spöttisch und dies war das Signal zum allgemeinen Herfallen der, vom vielen Weine allerdings sehr zur Gereiztheit geneigten, Herren.

„Servile Diplomaten? Comment donc? — Mais que diable, monsieur?" — rief Herr von Schrumm außer sich. — „Pyramidale offense! Penible expression, Iraf! Das fordert, Iraf, ja das forr—rrderrt!"

Adler bemühte sich mit Erfolg, die Ruhe wieder herzustellen.

„Sehen Sie, Freund Pirakoff," — sagte Adler sehr freundlich, wenn auch etwas spöttisch zu dem aufgeregten Grafen — „sehen Sie die Sache an, wie Sie wollen; ziehen Sie, ein zweiter Don Quixote, hinaus in alle Welt und suchen Sie für das verlorne Lamm Rogneda das irrende Mutterschaf! Auch sehen Sie zu, ob Sie einen Sancho Pansa zum Begleiter finden — ich glaube schwerlich! Ziehen Sie und verdienen Sie sich auf der greisen Rosinante die ersten Rittersporen! Gut, aber befehden Sie nicht uns, das moderne Geschlecht; nicht uns, die Ritter ganz anderer Waffen, die Ritter der neuen Welt, die Sie nimmermehr besiegen werden, denn sie haben bereits die Welt erobert, diese Ritter; sie kämpfen nicht mit Menschen, in Stahl gehüllt, sondern mit den finsteren Mächten des Lebens, in das Geheimniß gehüllt; mit den Mächten, die das große Magazin des Glücks und des Genusses bisher verschlossen hielten, nur Wenigen den Zutritt erlaubten, es gegen die Gesammtheit aber grimmiger bewachten, als Cerberus das Elysium, grimmiger als die Drachen und Lindwürmer. — Aber, Pirakoff, nur aus totalem Mißverständnisse eifern Sie so sehr gegen

die Gesinnung von Männern, die Sie in Ihrem Spotte „Ritter vom Fleische" nennen. Gut, ich protestire nicht gegen diesen Namen. Er ist ein Schall. Aber was sollen und wollen sie, jene Männer, wie ich sie darstellte, was sollen und wollen die Ritter unserer Zeit? Sie sollen und wollen das scharfe, helle und bewegliche Auge auf die Fülle des Lebens richten, auf möglichst große und naturgemäße Ausbeute desselben! — Erzielen sollen und wollen sie die Harmonie des innern und äußern Menschen, Harmonie in ihren Leidenschaften, Trieben und Begehren. Denn Verlangen und Gewähren, das sind die beiden Eimer, die ewig in Bewegung sind. Sie in ein Gleichgewicht zu bringen, ist die schwere Aufgabe für jeden einzelnen Menschen: Einklang! Harmonie!"

„Harmonie! Sie ist mir das stete Symbol des Einklangs im Leben und in der Natur. Und gestehen Sie, eine tiefe Weisheit liegt in der Genesis dieser griechischen Gottheit. Denn die Harmonie ist die Tochter des Mars und der Venus; sie ist also das Kind der wahrhaft männlichen Stärke und der Liebe. Und Mars war, wie Sie wissen, ein ritterlicher Gott. — Wir aber,

Pirakoff, die Männer, denen Sie den Titel „Ritter vom Fleische" geben, wir sollen und wollen die Materie nicht mit geringschätzendem Blicke übersehen; die Materie, die Urmutter alles Lebens, die wahre Göttin Isis, diese brüstereiche Göttin der Fülle. Diese wollen wir verstehen, gewinnen! Wir sollen und wollen die Repräsentanten eines beseelten Materialismus, eines positiven, realen Wohlseins, ja, mit einem Worte, wir sollen und wollen die ersten Verkünder und Repräsentanten einer Vergötterung des Diesseits sein!"

„Ha, welcher Frevel, welche Blasphemie!" — rief der Graf, mit dem Fuße stampfend.

Adler aber sagte lächelnd weiter:

„Meine Ritter sagen, wie Göthe in seinem Faust:"

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern!"

Die letzten Worte sprach Adler in langsam-gemessenem, feierlichem Tone, der uns den Grundgedanken

seiner Idee errathen läßt, wie er sie später, nach Verlauf vieler anderer Ereignisse dieser Erzählung, bei einer ähnlichen Gelegenheit als die heutige, tiefer motiviren wird. *)

„Höllisch-göttlicher Kerr—rrl das, der Bergrath! Uff Ehre! Mann von Princip! Hydraulische Ansichten das! Famos! **Oui, j'y vous consens, mais...** servile Diplomaten — das forrderr—rrt!" — So brummte der hummeräugige Mann mit dem Kokosnußkopfe bramarbasirend in den (glattrasirten) Bart und lorgnettirte nach Demoiselle Wally Knix.

„Die Ritter unserer Zeit, Graf," — fuhr Adler fort — „brauchen keinen Geburtsadel, wie Ihr, die Ihr zu Schatten geworden. Sie haben aber den Adel des Verdienstes."

„Um was denn?"

„Um sich selbst! Und zwar, ohne eines anderen Diploms zu bedürfen, als die Thatsache ihres Wohlbefindens; ohne ein anderes Patent, als das Können und das Wissen, als das **avoir** und **savoir**, die Macht und den Bedacht."

---

*) Vergl. Kapitel 16 und 17.

„Vüvat, dü Rütter vom Floische solle löbe! Droimal vüvat, ond nochmals vüvat!“ — So rief begeistert der Mann im Hemde und stieß mit dem gelbstirnigen Principal Campo und Comp. feierlich an.

„Anstatt Eurer alten, verfallenen Burgen und Schlösser, Graf, mit den öden, feuchten und stummen Sälen, mit den Hallen im doppelten Roccoco, wie Ihr Burgschloß Neckarstein, Pirakoff, haben sie, die modernen Ritter, große, sonnige, belebte Fabrikgebäude —“

Der Fabrikherr Campo und Comp. hob zum ersten Male — und aus überwältigendem Stolzgefühle — seine regungslose, harte, gelbe Stirne und stieß schweigend an mit seinem ersten Commis Hugo Henrico Husch.

„Fabrikgebäude,“ — fuhr Adler fort — „Industrie- und polytechnische Schulen, Nationalwerkstätten, Handelshallen und — Krystallpaläste für die Producte aller Völker.“

„Jetzt aber füllen wir,“ — schloß er seinen aufgeregten Vortrag — „jetzt füllen wir nochmals die Gläser und stoßen wir an auf die Urmutter aller Fülle!“

Die Gläser klangen.

„Nun aber assez mit dem uralten Mütterchen, uff Ehre! Schauderös penible Zänkerei das! Jetzt zu den Töchtern! Vivat, es lebe Adele!“

Der Maler blickte den Bergrath bedeutsam an und beide dachten jedenfalls an Emerentia.

Aber sogar auch der starre Campo und Comp. regte seine gelben, importirten Cigarrenfinger, umkrallte ein Glas und sagte:

„Es lebe Therese! Vivat! Nächstens kömmt sie in Hamburg an, direct von Havanna!“

Campo meinte also sein halbes Schiff und nicht seine arme ganze Therese.

„Es löbe Thöröse!“ — rief jetzt der Mann im Hemde. Der aber meinte das liebe schwarzäugige Mädchen, das uns bald begegnen wird, die Tochter der Firma. — „Wolle wür nücht“ — sagte der Commis zu dem düsteren blassen Grafen — „auch auf die Gelübde Ihres Hörzens zusammen anstoße? Also nochmals: Es löbe Thöröse!“

Dabei richtete Husch seinen weingefüllten Becher nach dem des Grafen. Dieser aber sagte:

„Auf Rogneda stoße ich an! Vivat, ja vivat Rogneda!“

„Kling, Kling!" — bebten beide Becher im schrillenden Tone zusammen und — beide zertrümmerten in Scherben!

Alle Gäste schienen bestürzt. Sollte das ein Omen sein?

Siebentes Kapitel.

Was wohl die Todtenblume meinte.

Die gelbe Todtenblume von dem Grabe seines Vaters in der Hand, stand der junge Stadtkirchner Heinrich Wagner, als wir ihn, nach der, vom Grafen Pirakoff gemachten, Dienstofferte, auf dem einsamen Kirchhofe zurückließen, gedankenvoll unter dem gothisch gewölbten Portale der alten Kirche, rupfte träumerisch die gelben Blätter vom Kelche jener Blume und sagte dabei leise vor sich hin:

„Soll ich? — Soll ich nicht? — Ja? — Nein?" —

So pflückte er lange, aufmerksam, gespannt, bis er endlich auf das letzte Blatt der blätterreichen Todtenblume kam.

Auf dies entscheidende Blatt fiel...: „Ja!"

So fragt der ungewisse, schwankende Mensch die stumme Natur nach einem Winke für die Richtung seines Lebenspfads. Er fragt den Sternenhimmel, wie auf hohem Meere der Seemann. — Er fragt die ziehenden Wolken, wie der besorgte, zagende Landmann. — Er fragt den rauschenden Hain; er fragt die murmelnde Quelle.

Er fragt, . . . aber überhört die Antworten!

Und doch antworten sie alle, diese stummen, heiligen Orakel der Natur; sie antworten alle, wenn nur wir — die Vielbeengten, die Vielbedrängten! — den rechten, den reinen, unverfälschten Sinn, das natürliche Verständniß mitbrächten oder nicht verloren hätten im Geräusche des Lebens; wenn wir die wunderbare Hörmuschel an das Seelenohr legten, die uns der Weltgeist aus den wogenden Tiefen des Daseins mitgegeben hat: — das Gewissen.

Heinrich stellte die Todtenblume, die bleiche Wärterin der ewigen Schlafkammern, auf die Folter, daß sie ihm eine Antwort des Lebens geben sollte. Er riß ihr langsam alle Glieder ihres Blumenleibes einzeln aus, damit sie ihm antworte, wie er es haben wollte.

„Der letzte Lebenshauch der Grabesblume — ihr letztes Blatt — war: Ja! . . . .“

Und dennoch machte ihn diese Antwort wieder irre. Denn sie war zu sehr nach seinem Wunsche, so unbedingt genehmigend, was er wollte. — Er glaubte plötzlich der Blume nicht; — wie ein noch unverdorbener Mensch der liebkosenden Dämon-Stimme nicht traut, die zu seinen heißen Wünschen und Leidenschaften so leicht ihr Ja sagt.

Seine träumerische Seele verfiel dabei auf allerlei Gedanken:

„Es ist ja eine Todtenblume, die ich fragte!“ — flüsterte er im Weggehen von dem Kirchhofe leise in sich hinein. — „Sie kann mir nichts Gutes antworten. — Und doch war sie ja von dem Grabe meines Vaters,“ — wandte er sich selbst wieder ein — „der mir auf dieser thauigen Blume eine Freudenthräne vom Himmel schickte über das Glück, das mir von dem dankbaren Grafen bereitet werden soll, der mich mit in die große, weite Welt nehmen will. — O, die Welt! . . . die Welt! . . . die schöne weite Welt! — Nein die Blumen lügen nicht! — Die Blumensprache ist

wahr und wohlgemeint. — Auch die Todtenblumen lügen nicht!"

Unter diesen träumerischen Gedanken, die seine Lippen nur leise aussprachen, war der junge Kirchner endlich in dem kleinen Hause seiner betagten Mutter angekommen.

Es lag, getrennt durch einen kleinen schattigen Baumgarten und einen fremden Hof, der glänzenden Wohnung des jungen Bergraths Adler gegenüber, und ist ein kleines, bescheidenes, bürgerliches Haus, äußerst sauber und reinlich gehalten, traulich und heimisch. — Es gehört der greisen Küsterwittwe Susanna Wagner eigenthümlich und wurde nun schon seit einer langen Reihe von Jahren von den Vorfahren der Wagner'schen Familie bewohnt.

Nicht mit den gewöhnlichen Zeichen seines Frohsinns, noch immer den entblätterten Kelch der Todtenblume in der Hand, trat er in das kleine, parterre gelegene Stübchen. — Die beiden früher erwähnten Blumenbouquets, die er im Garten des Kirchhofs für seine Mutter und Rogneda pflückte, hatte er, in der Eingenommenheit seiner vorherrschenden Gedanken, vergessen, während er sonst niemals ohne einen Blumenstrauß nach Haus kam. —

„Guten Morgen, liebe Mutter!“ — sagte er mit matter, beklommener Stimme.

„Guten Morgen, mein Sohn, guten Morgen!“ — antwortete eine hohe, magere Frau, ganz dunkel gekleidet und von so ernsten, Ehrfurcht gebietenden, festen Zügen, daß sie in der That, wie Graf Pirakoff zu seinen Freunden sich ausdrückte, imponirte. Der vielleicht zu strenge Ernst ihres Wesens wurde sowohl durch den geistvoll milden Feuerstrahl ihrer großen schwarzen Augen, als durch den Ausdruck von Frömmigkeit gemildert, der um den freundlich ernsten Mund der Matrone spielte.

Aus diesen seelenvollen Augen — die ja doch immer die einzigen Sterne sind, die das herandämmernde Alter überleben, ja überstrahlen mit dem ganzen Glanze des jugendlich gebliebenen Herzens — aus diesen Augen der aufrecht und fest dahin schreitenden Matrone leuchtete der sanfte Geist tiefer Religiosität, der Geist der Duldung und der Liebe, das Licht des Glaubens. — Auf dieser Stirn, hochgewölbt und frei, lag der Friede der Seele und die Harmonie des Lebens. —

War das dieselbe Harmonie, von welcher Wolfgang Adler gesprochen? War diese Harmonie

das geistige Abbild der Tochter des Mars und der Liebe? — Vielleicht. — Aber umschimmert war diese ätherische Tochter der Götter, diese Harmonie, auf der hohen Stirn der ehrwürdigen Frau noch von dem magischen Sonnenscheine des christlichen Glaubens, der christlichen Hoffnung. —

Dieser Eindruck tritt bei'm Anblicke der etwa sechzigjährigen Matrone erhebend entgegen. —

Wie erwähnt, ist ihre Kleidung fast durchgängig schwarz. — Ihre Kopfbedeckung besteht aus einer mehr alterthümlichen, von schwarzem Atlas und dunkelen Seidenspitzen überzogenen, hutartigen, tiefhohlen Mütze aus dünner Pappe. Sie läuft nach hinten etwas spitzer zu und endigt in einem kreisrunden, goldgestickten Deckel, von welchem aus sehr zahlreiche, breite, schwarze Atlasbänder herab auf die Schultern und den Rücken entlang fallen. Auch über jede Brust fiel von dieser Mütze aus eine breite Atlasschleife hernieder.

Diese Kopftracht erhöhte noch das Ehrwürdig-Einfache ihrer Erscheinung, wenn dies überhaupt möglich war.

Ihr übriger Anzug ist bürgerlich schlicht, aber höchst rein und sauber, wie das ganze kleine Zimmer,

dessen Hauptzierde eine auf dem altmodischen Pulte stehende Vase voll wohlgeordneter Blumen war, die eigentlich heute durch neue Blüthen ersetzt werden sollten, wenn sie der träumerische Sohn nicht vergessen gehabt hätte. —

Um die Blumenvase auf dem alten Pulte zieht sich eine Reihe goldgeränderter Tassen, so wie einige hellblitzende, dickbäuchige Zinnkannen.

Auf einer ebenfalls ganz altmodischen, mit einem Teppich bedeckten Comode stand die broncefarbige Gypsbüste des **Dr.** Martin Luther und auf einem kleinen Tische vor dem Fenster lag die Bibel aufgeschlagen, deren sehr große Lettern durch eine darauf liegende, hellblitzende, aber altförmige Brille hindurchschimmerten. —

An den einfach geweißten Wänden hingen die Abbildungen der Hauptereignisse aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Bundes, von welchen, übrigens werthlosen, Bildern das Abendmahl Christi nach L e o n a r d o d a V i n c i das beste und größte war und dicht hinter dem hohen ledernen Armstuhle hing, auf welchem Susanna Wagner in der Regel zu sitzen und in der Bibel zu lesen pflegte. —

Die Thür ihres ebenfalls nur weiß angestriche-

nen kleinen Schlafzimmers, von wo aus eine andere Thür direct in den kleinen Hausgarten führte, stand offen, und man erblickte über dem Bette der ehrwürdigen Frau noch ein anderes biblisches Bild, das eine ganz besondere Bedeutung für sie zu haben schien, denn es hing nur dieses eine Bild in der Kammer.

Der kleine Kupferstich hatte die Unterschrift: Matth. 14, 31. — Wir kommen später auf die Bedeutung und die Geschichte dieses Bildes zurück.

Mit jenem klangvoll milden Tone mütterlicher Besorgniß redete Susanna ihren Sohn Heinrich an, indem sie bei seinem Eintritte in das beschriebene Stübchen die große Brille abnahm, zu lesen aufhörte und ihm entgegen ging.

„Ich war unruhig um Dich, mein Sohn. Du bliebst ja heute weit länger als sonst auf dem Kirchhofe. -- Wir haben vergeblich mit dem Frühstücke auf Dich gewartet. Auch scheinst Du mir verdrießlich, Heinrich? — Was hast Du? — Warst Du so lange bei der Pupillenräthin Rockock? — hat sie einmal wieder gezankt? — Was fehlt Dir?“ –

„Ach, gute Mutter, gar Mancherlei ist mir

begegnet!" — antwortete Heinrich, indem er sein schwarzes Sammetkäppchen und den übrigen Küster-ornat abnahm und sorgsam in die altmodische Comode legte. — „Vielerlei ist mir begegnet. Es handelt sich um — —"

„Nun?" frug Susanna gespannt, indem sie den Sohn theilnehmend bei der Hand faßte und auf das einfache, ziemlich hart gepolsterte Sopha zog.

„Nur um Deine Einwilligung handelt es sich, liebe Mutter," — fuhr Heinrich, plötzlich ernster werdend, fort. — „Ach, ich habe auf dem Kirchhofe viel darüber gebrütet, gedacht, gezweifelt, und lange konnte ich zu keiner Entscheidung kommen. — Wo ist Rogneda?" ...

„Im Gärtchen ist sie;" antwortete Susanna zerstreut. — „Aber so rede doch, sprich, mein Junge! Was ist es?" —

„Es war der Grund, weshalb ich so lange ausblieb. — Es handelt sich .... um meinen Dienst bei der Friedhofkirche ...."

„Gerechter Gott!" — rief die erschrockene Mutter. — „Wie so denn das? Wie wäre das möglich?! — Den hättest Du verloren?! — Und doch, ... mein Sohn," — rief sie — „doch fasse

Dich mit Ergebung. — Verliere den Kopf nicht und sprich mir hübsch verständig, wie das gekommen ist. Es ist mir rein unbegreiflich. Doch erzähle, sprich! — Abgesetzt?! —"

Dies letzte Wort schreckte Heinrich aus seiner Versunkenheit. — Er rief:

„Warum nicht gar, beste Mutter! —"

„Aber ... mein Gott, so rede doch ..."

„Nicht abgesetzt; ... wie kömmst Du nur darauf? — Nein, nichts davon! — — Verreisen will ich, ... Mutter, ... in die weite Welt! — Mit dem Grafen, ... nach Rußland, ... und noch in viele andere Länder. —"

Nun war's heraus. Aber mit welcher Anstrengung! —

Der erstaunten, überraschten alten Mutter erzählte nun Heinrich den ganzen, uns bekannten, Hergang der Sache und schloß mit den Worten:

„Soll ich oder soll ich nicht, beste Mutter? O, ich weiß nicht, was ich thue! Aber ich gestehe es Dir offen, die Welt, ja die Welt möchte ich sehen! — Und der Graf ist ein so guter, lieber Mann. Ich habe ihn in der Kirche herumgeführt.

Er scheint so fromm, so gottesfürchtig, und ich habe das größte Vertrauen zu ihm."

„Sonderbar!" — sprach Susanna gedankenvoll in sich hinein. — „Ein Graf?! — So eben war auch ein Graf hier bei uns im Hause. — Wie heißt er, der Dich in seinen Dienst nehmen will?" —

„Graf Isidor Pirakoff, der Russe, der vor Kurzem das Schloß Neckarstein hier bei Heidelberg an sich gekauft hat." —

„Pirakoff? — Derselbe, ja! Sonderbar!" — sprach Susanna vor sich hin. — „Es ist derselbe, dem einst mein Mann, Dein Vater, das Leben rettete, als er von jenem Baume fiel." —

„Und eben dieser Graf war schon hier?" — frug Heinrich überrascht. — „Und hat Dir also schon davon gesagt?" —

„Wovon?" —

„Nun, von meinem Dienste bei ihm und seinem Wunsche, mit ihm zu reisen." —

„Kein Wort! — Ich war nicht gleich zu Hause und traf ihn im Gärtchen bei Rogneda. Er entschuldigte sich, fragte nach Dir, mein Sohn, ohne mir aber seine weitere Absicht zu eröffnen." —

Susanna verschwieg Heinrich absichtlich die seltsame Unterredung, die der junge Graf bezüglich Rogneda's mit ihr gepflogen; eine Unterredung, deren Hauptinhalt unseren Lesern aus jener Mittheilung Pirakoff's bei Adlers Geburtstagsfrühstück bekannt ist. Susanna hatte ihre, uns ebenfalls bekannten, Gründe zur Verschwiegenheit auch gegen ihren Sohn, welchem sie Rogneda vom Anfange an als ihre Pflegetochter bezeichnet hatte, ohne des Weiteren zu gedenken. Heinrich war dergleichen Verhältnisse gewohnt, da Susanna schon öfters kleine Kinder in Erziehung genommen und gewissermaßen einen Erwerb daraus gemacht hatte, denn sie war ja dürftig.

„Ach, meine gute Mutter!" — seufzte Heinrich tief auf — „wenn ich Dich bitten dürfte!... Sag' an, sprich Dich aus, beste Mutter! Soll ich nicht dem guten und reichen Grafen folgen, der ja aus Dankbarkeit für meinen seligen Vater sich meiner annehmen, zeitlebens für mich sorgen, einen Mann aus mir machen und mein Glück begründen will! — Aus Dankbarkeit," — wiederholte Heinrich beredt. — „Du kennst ja die Geschichte, theure Mutter. O, sprich Dich aus, rathe mir! — Soll

ich nicht die Kirchnerstelle aufgeben, diesen einförmigen, langweiligen Dienst, der ja, wie der Graf meint, meine Kräfte und Talente gar nicht alle in Anspruch nimmt; der nichts von der Bildung erfordert, die mir Deine große mütterliche Güte angedeihen ließ; nichts von den Kenntnissen, die ich mir auf dem Lehrerseminare erwarb, das Dir so vieles Geld und mir so viele Arbeit, Zeit und Kräfte kostete. — D'rum rathe mir offen, beste Mutter! — Ich kehre ja wieder und als glücklicher, wohlhabender Mann, der die Welt gesehen hat. O, sprich Dich aus, gute Mutter! —"

So leidenschaftlich hatte Heinrich vielleicht noch nie gesprochen.

Das große seelenvolle Auge der Mutter hing gedankenschwer auf Heinrich's Zügen, und eine Thräne schien in diesem liebevollen, brennenden Mutterauge zu zittern.

„Ich rathe Dir nicht ab noch zu, mein Sohn!" — begann Susanna ernst, indem sie zärtlich bewegt einen Arm um Heinrich's Schulter schlang und mit dem andern seine heiße Hand ergriff. — „Nein, Heinrich, das kann ich nicht. — Aber der Mensch soll sich gewöhnen, Kind, Niemand anderes zu fra-

gen, als die wunderbare Stimme, die tief in seinem Innern spricht. Diese Stimme ist ein sicheres, immer und unter allen Umständen reges Gefühl des Wahren und des Rechten, es ist das Gewissen, Heinrich. —"

„Ach, Mutter, ich habe sie gefragt, diese Stimme; sie hat es nicht verneint. Ich habe die Blume gefragt, die To—"

„Hast Du?" — frug die Mutter mit seltsam bewegtem, aber ernstem Tone, indem sie ihn leise von sich wegschob und aufmerksam ihr großes Feuerauge auf ihn richtete. — „Du hast diese Stimme gefragt, Heinrich, und sie hätte nichts gesprochen von — von — Deiner Mutter, Heinrich?"

Unter einem plötzlich ausbrechenden heißen Thränenstrome stammelte der, durch jenen schmerzlich bebenden Ton in der Sprache seiner Mutter und durch den darin liegenden Vorwurf empfindlich und tief getroffene, Sohn, er stammelte schluchzend:

„O — o, meine Mutter! — Freilich warst Du mein erster und mein letzter Gedanke! Ja — ja, das warst Du und immer Du, und — Rog-

neda. Frage den Grafen, der meine Einwendungen gehört hat. Aber, beste Mutter, ich dachte — ich meinte — nach längerem Nachsinnen, daß ich ja wiederkomme, daß Du Dich vielleicht freuen würdest über mein — Glück, gute Mutter; — daß ich Dich dann erst — recht unterstützen könnte!"

Wir erinnern die Leser, wie in der That bei jener Offerte des Grafen auf dem Kirchhofe nur immer der lebhafte Gedanke an seine theure greise Mutter es war, der ihn von jedem Eingehen in den Wunsch des Grafen abhielt.

„Mein guter Heinrich!" — sagte nach einer Pause Susanna zu dem, an ihre Schulter geneigten, weinenden Jüngling. — „Höre mich ruhig an, mein Sohn, und entscheide dann selbst. Ich will und kann Dich durchaus zu nichts bestimmen. Das sei ferne von mir! Denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Doch Dein Wille, Heinrich, ist noch so schwach. Er muß noch wachsen, wie das Senfkorn. Aber das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, welches der kleinste ist unter allem Samen. Wenn es aber wächst, so ist es das größeste unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vö-

gel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen."*)

Sie schwieg wenige Secunden. Dann fuhr sie fort:

„Diesen Baum aber, lieber Heinrich, findest Du nicht, wie Du vermeinst, draußen in der weiten Welt. O nein, Du findest ihn nicht im Süden noch Norden, weder in der Wüste, noch in den blühendsten Gärten reicher Länder. Nicht draußen, Du findest ihn nur in Dir, mein Kind, in Deinem eigenen Herzen, wo er Wurzel schlagen und Dir später Schatten geben muß in des Lebens Last und Hitze."

„Du sprichst, mein Sohn, von der Welt. Was denkst Du Dir unter Welt? — Du sprichst vom Glück, das Du da draußen finden würdest und — über das ich mich freuen würde! Was nennst Du denn Glück, mein guter Heinrich? — Du willst den Dienst Gottes mit dem Dienste eines Fürsten und großen Herrn, mit dem Dienste eines Menschen vertauschen, Heinrich! Der eine ist wandelbar, der andere beständig. Die Günstlinge der

*) Matth. Kap. 13, V. 31.

Großen, mein guter Sohn, sind gleich den rosigen Wolken, welche das leuchtende Tagesgestirn, die Sonne, aus der dumpfen Erde zieht, und so lange oben erhält und schimmernd durchfärbt, bis das Gestirn untergeht. Verstehst Du mich, Heinrich?"

„O, wohl verstehe ich Dich, meine Mutter," — flüsterte Heinrich leise — „und doch... freilich,... aber —"

Ruhig, obgleich mit einem besorgten Blicke auf den Sohn, fuhr die Mutter in ihrem Gleichnisse fort:

„Mit dem Untergange des großen Sonnensterns, mein Sohn, sinken auch diese Rosenwolken wieder in den dunkeln Schooß der feuchten Erde zurück. Gott aber, der Stern der Sterne, geht nicht unter!"

„Ach, liebe Mutter," — seufzte Heinrich nach einer Pause — „ich sehe wohl, Du wünschest es nicht, daß ich mit dem Grafen reise! Gut, so laß mich jetzt hinaus — fort — in's Freie! Mir ist so beklommen, so schwer! Ich will gehen — weit hinaus, unter Gottes freien Himmel, und von dort mir wieder Ruhe und Besonnenheit holen!"

„Du hast Recht, Heinrich, das thue. Ja,

gehe hin, mein Kind, und bete zu Gott, daß er Dir vor Allem einen Willen gibt, mein Sohn, einen festen, entschiedenen Willen. Was wolltest Du auch ohne diesen draußen in der Welt thun? Dabei aber, Heinrich, bedenke, daß ich meinestheils Dir durchaus nichts in den Weg lege. Im Gegentheile, ich will, daß Du ein Mann sein sollst, mit freiem, selbstständigem Willen, denn das ist die reichste Gabe, die der Himmel dem Manne schenkt. Er ist der Kompaß, Heinrich, in allen Stürmen und allen Irrfahrten des Lebens, auch dann, wenn dieser Wille nicht der rechte war; Du selbst hattest Dich doch entschieden, und ein Jeder ist seines Glückes Schmied! Andererseits weißt Du, Heinrich, daß ich natürlich nur ungern von Dir, meinem einzigen Sohne, meinem einzigen Kinde, mich trennen kann, denn ich bin alt; — daß es mir aber dennoch weit schmerzlicher sein würde, Dich nicht glücklich zu sehen — das glaube mir, und . . . so gehe mit Gott, mein Sohn!"

Heinrich wollte gehen.

„Komm, gib mir noch eine Hand, Heinrich! Willst Du Rogneda nicht auch darüber sprechen?"

„Das will ich, jawohl!" — rief Heinrich

rasch und im Begriffe, durch die erwähnte angränzende kleine Schlafkammer seiner Mutter, die zu dem, am Hinterhause gelegenen, Gärtchen führte, hinaus zu Rogneda zu eilen, zu ihr, dem bleichen jungen Mädchen, wie sie uns der Graf Pirakoff beschrieben und die Heinrich innig liebte, gleich einer theuern Schwester — da antwortete es mit einem Schluchzen aus der kleinen Kammer.

Rogneda war's, die während des Gesprächs aus dem Gärtchen in die Kammer gekommen, nicht stören wollte und so Heinrich's Vorhaben seiner Reise mit dem Grafen, der Trennung von seiner alten Mutter und von ihr mit angehört hatte.

„O, ich weiß Alles, Alles, Heinrich! Geh', o geh' hinaus in's Freie . . . und bete! . . . Die Mutter hat Recht!"

Das war eine seelenvolle Engelstimme, die aus Rogneda's lieblichem Munde klang!

Sie mußte tief ergriffen sein bei dem Gedanken, von ihm zu scheiden, der ihr einziger trauter Freund war in ihrer klösterlichen Einsamkeit; von ihm, dessen jugendfrisches, weiches Gemüth sie so ganz verstand; von Heinrich, der ihre einzige Freude war.

Und doch war es nur Schwesterliebe, die sie für ihn empfand. Und diese macht immer glücklich, glücklicher als jede andere.

Bewegt eilte sie hinauf in ihr kleines Erkerstübchen, das sie allein bewohnte und welches, wie wir erwähnten, der Wohnung des Bergraths Adler gegenüber lag.

Dahin eilte sie rasch, mit abwehrender Geberde gegen Heinrich, der ihre kleine Hand erfassen wollte, verschwand in dem Stübchen, schloß sich ein und gestattete Heinrich keinen Zutritt.

Der aber . . . kam auch nicht. Er war im Sturme seiner Gefühle davongeeilt — hinaus in den großen Tempel der Natur, ohne auf die liebe, sanfte Stimme des weinenden Mädchens zu hören.

Achtes Kapitel.

Was eine Fata morgana ist.

In nicht unbeträchtlicher Entfernung von der Stadt sehen wir Heinrich wieder. Ueber Felder und Hügel schreitet er gedankenvoll dahin. Die Abendluft umweht seine klopfende Schläfe, umspielt sein flatterndes, blondes Haar.

Langsam und schwermüthig wandert er dahin, weit hinaus vor die reizend gelegene Stadt, die er bald von einer erstiegenen Höhe ganz übersieht.

Bei'm Anblicke der alten, mit Schiefer gedeckten Kirche, die er als Küster verwaltet; bei'm Blicke auf ihren bauchigen Holzthurm, dessen Glocken er täglich läutet, sprach er, das Auge zum Himmel gewendet, leise vor sich hin:

„So schön Du auch bist, kleine, freundliche

Heimath, was bist Du gegen die große, fremde Welt! — —"

Wie mächtig mochte seine Sehnsucht sein, wie gewaltig das Gefühl, das ihn bestürmte! Denn Heinrich war kaum zweiundzwanzig Jahre alt.

„Guter Gott im Himmel," — rief er aus — „in dessen heiligem Dienste ich stehe, würdest Du mir doch ein Zeichen geben, einen Wink Deines Willens, um mich dieser qualvollen Ungewißheit zu entreißen. Ich selbst kann zu keinem entscheidenden Entschlusse gelangen, so sehr es mir die Mutter zum Vorwurfe macht. Denn auf der einen Seite ruft es laut in mir: Auf, ziehe hinaus in die große, freie Welt, siehe ferne Länder, fremde Völker, versuche Dein Glück! — Auf der andern Seite spricht es mir tief im Herzen: Was ficht Dich an, Heinrich? Du willst das Land Deiner Väter verlassen und Deine arme greise Mutter, die Dir das Leben gab und Alles, was Du hast und bist? — Allein und vereinsamt, ohne Gefährten, ohne Stütze soll sie die alten Tage verleben und verwaist in die Grube fahren?"

„Und ich — ich soll die Tage der Jugend hier verkümmern?" — rief er nach einer langen

Pause. — „Mein Auge soll geschlossen bleiben für die Welt? Der Graf sagte: „„Sie wissen nicht, was es heißt: die Welt!““

Wieder versank er in seine Träume und schwieg lange Zeit.

Dann fuhr er nochmals auf:

„O, daß Du mir in Deiner Gnade doch nur ein leises Zeichen gäbest, o Gott, aus dem ich Deinen Rathschluß erkennen und das Rechte treffen könnte! O, die schöne, weite, helle Welt!“ — rief er und blickte rings nach dem fernen blauen Horizonte — „wie gränzenlos, wie duftig! —“

Lange blieb er in diesen Anblick verloren und eine Thräne rollte über die jugendliche Wange.

Was mochten das für Farben sein, in denen sich die wirren, aber wunderbaren Träume von „Welt“ in dem Haupte eines Menschen spiegelten, der diese heimathlichen Felder, diese traulich flüsternden Wälder kaum mehr als zwanzig Mal ergrünen sah?

Welt! — Welt! —

Was ist sie in dem Kopfe eines Jünglings, der sie von dem nahen Hügel seiner kleinen Vaterstadt herab zu schauen glaubt?

Was ist sie?

O, sie ist wie die **Fata morgana**, die — ein räthselhaftes Truggebild reizender Oasen, kühler Quellen, schattiger Palmenhaine — dem verschmachtenden Wanderer der Wüste vor dem erstaunten Auge ruht!

Das ist die **Fata morgana** der Jugend!

Ein unerklärliches Zaubergebild der herrlichsten, wundervollsten Schlösser, gebaut in die duftige Luft des fernen Horizonts — in diese Luft, noch so rein, wie die junge, hoffende Seele; noch nicht angefüllt von der dumpfen, beklemmenden Schwüle des Lebens!

Das ist die **Fata morgana** der Jugend, die Welt des Jünglings!

In vertrauensvoller Hingabe wandert er seinen schimmernden Pfad, der ihn direct in die wunderbaren Gärten der Hesperiden führen soll, und sieht den Drachen nicht, der diese dort hängenden Zauberäpfel der reizenden Töchter des Hesperus bewacht! — Und Aurora, die himmlische Göttin seiner Jugend, zieht mit ihren rosigen Fingern einen Schleier über alle die Klippen, Abgründe und

Nebel der Welt, die er zu sehen glaubt, nicht aber sieht.

Es ist nur die **Fata morgana** seines spiegelnden Gehirns, so erhitzt, wie das des arabischen Kaufmanns, der lechzend durch die heiße Sandwüste zieht.

O Welt! — Wenn Deine **Fata morgana** in dem Gehirne des Jünglings verschwunden ist, dann bist Du plötzlich die weite, gränzenlose Arena wieder, ein heißer Kampfplatz voll Staub und Hitze und quälendem Durste nach dem Fernen, dem Unerreichbaren. Und nur Wenige finden bald genug die wirkliche Oase voll Palmen, Frieden und Kühlung.

Den Kopf in die Hand gestützt, hatte Heinrich lange geträumt, fuhr aber plötzlich leise empor und sagte:

„Und doch, war es am Ende das Ja der Todtenblume? Der Blume des Todes?"

Nach einer abermaligen Pause fuhr er fort:

„O, daß mir doch Jemand sagte: Du bist auf dem falschen Wege, Heinrich! Komm', wähle den rechten, gehe rechts! Gehe mit mir!"

So versank er, der ungewisse, willenlose

Mensch, am ersten Kreuzwege seines harmlosen Lebens — im Kampfe mit Pflicht und Leidenschaft — in unentscheidbares Schwanken, in ein Meer von Gedanken, die ihn, wie schäumende Wellen den Schiffbrüchigen, auf- und niederschleuderten.

Aus seinem Brüten weckte ihn plötzlich eine sanfte, aber frische und lieblich klingende Mädchenstimme:

„Guten Tag, Herr Stadtkirchner! So traurig!"

„Ach, Fräulein Therese... Fräulein Campo! — Guten Abend!" — schreckte Heinrich auf und zog mit hastiger Artigkeit seine leichte Sommermütze.

„So traurig und niedergeschlagen, Herr Wagner? So grämlich?" — frug das hübsche schlanke Mädchen, von etwas bräunlichem Teint und kirschschwarzen Augen, die so klug und doch so treuherzig blickten, daß man gleich sehen mußte, wie auffallend dem hübschen, naiven Kinde der versunkene Träumer Heinrich sein mußte, der junge Mann mit so grämlichem Gesichte.

„Ich habe Sie" — lächelte Therese — „schon den ganzen Weg daher beobachtet, Herr Wagner, und es fiel mir wirklich auf, wie Sie, bei der

schönen lachenden Sonne hier, so kummervoll und trübe sein können. Hahaha — nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sehen gar zu trübselig aus! So habe ich Sie ja noch nie gesehen, Herr Wagner! Aber, mein Gott, vielleicht sind Sie nicht wohl?"

Im Tone dieser letzteren Worte lag so viel herzige Theilnahme, und der Umstand, daß diese Worte aus dem rosigen Munde eines so hübschen, freundlichen Mädchens kamen, mit so vollen, rabenschwarzen Haarflechten, so offener, heiterer Stirne und so heller, melodischer Stimme erhöhte ihren Eindruck. In der ganzen, überraschenden Erscheinung dieses Mädchens lag etwas so Erfrischendes, ein so belebender Contrast gegen Heinrich's gegenwärtige Stimmung, daß es ihm plötzlich war, als wäre eine schwere Last von seiner Brust hinweggenommen, ja, als wäre eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen.

Das junge Mädchen trug einen bedeckten, ziemlich schwer scheinenden Handkorb auf dem bloßen Arme, dessen zartrunde Formen ebenfalls einen leisen Anflug jenes bräunlichen Teints ihres rosigen, höchst angenehmen Gesichts hatten.

Therese war jedoch nicht ohne Begleiter. Ein

kleines, hellbraunes, sehr glattes Hündchen mit weißer Brust, schwarzen Augen und blaulackirtem Halsbändchen folgte ihr auf Schritt und Tritt nach und ließ seine hübsche Herrin nicht aus den treublickenden Augen.

Theresens plötzliche Erscheinung hatte einen so ermuthigenden Eindruck auf Heinrich gemacht, daß er dem jungen Mädchen unverhohlen und mit einer gewissen Leidenschaft den Grund seiner Betrübniß kurzweg und bündig erzählte und mit der Bemerkung schloß:

„In dieser Lage, Fräulein Röschen, verlangte ich vom Himmel eine Entscheidung der Frage, ob ich rechts oder links gehen sollte, und davon hatte ich im Stillen meine Handlungsweise abhängig gemacht, ob ich hier bleiben oder mit dem Grafen in die weite Welt reisen sollte?"

Röschen äußerte hierauf den innigsten Antheil an Heinrich's großer Sorge, und setzte im Tone großer Aufrichtigkeit naiv hinzu:

„O, das kann ich mir wohl recht anziehend denken für einen jungen, muthigen Mann, daß er ein wenig hinaus möchte über die Berge, in schöne, große Städte, in ferne Länder und einmal unter

andere Menschen, mit anderen Sitten und anderem Leben! Aber hier bei uns sind sie doch auch gut, die Menschen, Herr Wagner. Nicht wahr? Und ich glaube, im Grunde sind sich die Menschen allenthalben gleich. Freilich," — setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu — „wer sollte sich nicht Manches anders wünschen, als es ist! Wohl jeder, ach, jeder Mensch! Und doch muß man sich schicken und... den Kopf nicht verlieren!"

„Aber das Herz, Röschen, das Herz!" — So hätte Heinrich beim Anblicke dieses lieben Mädchens rufen mögen, wenn er den Muth dazu gehabt hätte. Ganz besonders ihre Stimme war es, die etwas so Erfrischend-Belebendes, Zutrauen und Heiterkeit Erregendes hatte; und dann diese lieben, schelmischen und doch so treuherzigen Augen des ungezwungenen, natürlichen Mädchens — sie machten einen beglückenden Eindruck auf Heinrich's gefühlvolles, heute so bestürmtes Gemüth.

Mit unverhohlenem Wohlgefallen ruhte sein tiefblaues Auge auf Röschen's reizender Gestalt, und fast mit zitternder Stimme fragte er sie bedeutungsvoll:

„Wo wollen Sie hin, Fräulein Röschen?"

„Ich gehe hier rechts ab, . . . in's Dorf, . . nach der alten Mühle dort. Wollen Sie mich begleiten, Herr Wagner?"

„Rechts? — Rechts gehen Sie?" — rief Heinrich in sonderbar exaltirtem Tone und heiter strahlendem Auge. — „Sie gehen rechts, Fräulein Röschen? Und ich soll mitgehen? Gut, gut! — O, Du hast entschieden, guter Gott!" — fuhr er immer lebhafter fort, die gefalteten Hände zum Himmel gerichtet. — „Du hast entschieden! Und Sie, Fräulein Röschen, Sie sind offenbar Gottes Werkzeug! Sie sind ja auch eine Blume, Röschen!" — wandte er sich aufgeregt an das erstaunte Mädchen. — „Sie sind meine Lebensblume und entscheiden anders, als die feuchte, stille Todtenblume auf dem Kirchhofe. Ja, Fräulein Röschen, Sie sind mein guter Engel! Ich folge Ihnen, es ist entschieden!"

Diese Worte sprach der junge Kirchner so feierlich, aber auch so warm und in einem so natürlichen Ausdrucke, und so sanft glühend ruhte der Blick seines schimmernden blauen Auges auf dem jungen Mädchen, als ob plötzlich eine Krisis seines ganzen Wesens mit ihm vorgegangen, eine

Krisis jener seltsamen Krankheit, jener trüben Jugendkrankheit, die so Viele erfaßt und ihre besten Geisteskräfte verzehrt — eine Krisis jener fieberhaft aufreibenden Sehnsucht in die Welt, in die ferne, unbestimmte Welt, die **Fata morgana** der Jugend.

Mit steigender Wärme ergriff er Röschen's Hand und sagte nochmals:

„Ich folge Ihnen! Sie sind mein guter Engel, Fräulein Röschen! Kommen Sie!"

„Nun gut, Herr Wagner!" — sagte das freundliche Mädchen, nicht ohne einige Bewegung. — „Gut, es soll mich recht freuen, wenn ich Ihnen einen Dienst gethan habe. Kommen Sie, wir gehen hier rechts ab!"

„Rechts! — Ja, ich gehe mit, wenn Sie erlauben. Ach, wie würde ich immer das Rechte thun, wenn ich doch nur — wenn ich Sie, Fräulein Röschen, immer vor Augen hätte. Ich würde niemals wieder schwanken und hinaus wollen in die weite Welt!"

Die Welt! — Was war sie jetzt für Heinrich? Ihr Zauberbild war seit Röschen's Erscheinen aus dem jungen Kopfe in's junge Herz ge=

treten, und so war sie plötzlich rings um ihn her verändert. Doch nein, sie hatte sich nur zusammengezogen, die weite Welt, in einen einzigen Punkt; concentrirt hatten sich alle jene wunderbaren Reize derselben Welt, derselben **Fata morgana**, in der geheimnißvollen Crystallinse eines Auges — in Röschens sanft glimmendem Augensterne!

Hier lag sie jetzt für Heinrich, die ganze weite Welt! Und kein Königreich hätte ihn nun zu verlocken vermocht, mit dem Grafen zu reisen in ferne fremde Länder. Er wußte jetzt, was es heißt: „Heimath", wenn er auch nicht wußte, was es heißt: „Welt".

Mit hastiger Dienstfertigkeit nahte er sich jetzt der frischen Lebensblume, wie er Röschen nannte, bat sie, ihr den schweren Handkorb tragen zu dürfen — und hatte sie vergessen, die Todtenblume und ihr mysteriöses, düsteres Jawort.

Aber in der Blumensprache jener gegenseitigen Neigung, wie sie oft so plötzlich und mit so räthselhafter Macht, mit so harmonischem Verständnisse zwei Seelen bindet; — in der Blumensprache dieser Neigung redeten auch bald die beiden jungen

Wanderer, ohne daß Worte gleiteten über ihre Lippen, welche gleichwohl zuweilen seltsam zitterten, als wären sie bewegt von jenen unaussprechlichen Gedanken, die nur die Liebe kennt.

Davon waren sie bewegt.

So gingen sie rechts ab und fürbaß und wanderten dahin auf dem rechten Wege zur alten Mühle, deren Mühlstein so Vieles zermalmt.

Horch, sie rauschte schon aus der Ferne, die uralte Mühle.

Was mochte dieses Rauschen sagen? — Wer weiß es?

„Ich bringe" — sagte Röschen im Laufe ihres belebter werdenden Gesprächs zu Heinrich — „ich bringe in diesem Korbe einige Erfrischungen für eine kranke Freundin, die dort in der alten Mühle wohnt."

Es war, als hätte man es dem lieben, frischen Mädchen mit ihren herzigen Augen voll Treue und Schalkhaftigkeit, ihrer blühenden, schlanken Gestalt, ihren freundlichen Manieren ansehen müssen, daß sie Erfrischungen brachte für Jeden, dem sie sich näherte.

Und Röschen schien dazu bestimmt, allenthal-

ben Erfrischungen zu bringen. Nicht allein der kranken Freundin — sie hatte ja auch einem kranken Freunde welche gebracht; Erfrischungen, die ihm wohl sonst Niemand bringen konnte, wenn es nicht Röschen war; eine Medicin, durch die er zusehends zu genesen begann von jener Krankheit, wie wir sie oben bezeichneten.

So gingen sie rechts ab und fürbaß und wanderten auf dem rechten Wege zu der alten Mühle, deren Mühlstein so Vieles zermalmt.

Horch! Sie rauschte immer deutlicher aus der Ferne, die uralte Mühle.

Und was ihr Rauschen sagen will? Wer weiß das! Wer möchte das verstehen!

Vielleicht verstanden es die beiden Wanderer.

Eine uralte, geisterhafte Mühle ist — die Liebe. Ihr erstes Rauschen ist geheimnißvoll; der Quell der alten Mühle treibt und rauscht schon leise in jeder jungen Brust; er rauscht aber mit jedem Schritte der Lebenswanderer lauter und immer lauter, bis er heranschwillt zum mächtigen Strome, der das dröhnende Mühlrad um die kreisende Achse treibt und den wirbelnden Mühlstein

in schwindelnde Bewegung setzt — den Mühlstein, der so Vieles zermalmt.

Es ist immer dasselbe uralte, geisterhafte Mühlrad, welches das dröhnende Räderwerk des geheimnißvollen Mechanismus der Menschheit unwiderstehlich, unaufhaltsam und rastlos in seine kreisende Bewegung setzt.

Und es ist auch immer noch derselbe uralte, geisterhafte Mühlstein, der schon so Vieles zermalmt hat.

So gingen Röschen und Heinrich rechts ab und fürbaß und wanderten dahin auf dem rechten Wege zu dieser Mühle.

Röschen hatte ihm den erbetenen Handkorb zum Tragen überlassen, mit gar freundlichem Danke für diese Gefälligkeit. Der Korb war schwer. Heinrich trug ihn, aber er fühlte nicht, daß er schwer war, er trug ja Erfrischungen.

Und so gingen sie heiter plaudernd immer mehr rechts und immer mehr fürbaß auf dem rechten Wege zur uralten Mühle und das Rauschen wurde immer deutlicher, immer lauter, immer mächtiger.

„Ach, Herr Wagner," — sagte endlich Rös-

chen — „sehen Sie doch, da kommen Leute. Bitte, lassen Sie mich nun allein gehen.“

Dabei wurde das hübsche schlanke Kind so verlegen, so verschämt, wie das „Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haide!“

Heinrich aber sah nichts, hörte nichts von den Leuten; er sah nur die wunderbare Fata morgana, die ihm in Theresens schwarzem Auge aufgegangen war.

„O, bitte, bitte, Herr Wagner, geben Sie mir jetzt den Korb zurück! Wenn es ...“

Sie stockte. Aber ihr lieber, seelenvoller Blick setzte bittend hinzu: „Wenn es mein Vater erführe, ich... ich... o, der ist so streng!“

Das ohngefähr sagte ihr schöner, schüchterner Blick und ihre Geberde.

„Aber ich warte hier in dieser Lindenallee bei der Moosbank auf Ihre Rückkehr, Fräulein Röschen. Es wird ja unterdessen Nacht. Ich muß Sie doch nach Hause begleiten. Erlauben Sie mir das, Röschen?“

„Warum nicht? Sehr gern, Herr Wagner! Doch — geben Sie jetzt den Korb, ich bitte!“

„Hier haben Sie ihn! Kommen Sie bald zurück?"

„Jawohl, sehr bald. Ich möchte noch vor Nacht zu Hause sein, obgleich ich mich nicht fürchte, denn ich habe ja da meinen kleinen tapferen Beschützer bei mir. Nicht wahr, Bellotte? Komm', komm' hier!"

Sie deutete auf das kleine, niedliche, spiegelglatte Dachshündchen, das fröhlich sie umhüpfte. Der kleine Hund, von ganz hellbrauner Farbe, nur auf der breiten Brust schneeweiß, als trüge er ein Vorhemdchen, ließ kein Auge von seiner lieben Herrin und schien ihr viele Freude zu machen.

Schon hing der schwere Handkorb wieder an Theresens zierlich rundem, bloßem Arme und preßte einen tiefen Streifen in die schönen Formen.

So hatte Röschen selbst einen tiefen Eindruck in Heinrichs Herz gepreßt, der sich wohl schwerer wieder ausglätten ließ, als der Streif in Röschen's Arme.

Wohlgemuth und mit einem schelmisch-herzigen Blicke auf den hübschen jungen Kirchner nahm das liebe schwarzäugige Röschen bis auf baldiges Wiedersehen Abschied und leichten Schrittes verschwand

sie nebst dem kleinen Hündchen Bellotte hinter der dichtbelaubten Perspective der Lindenallee, die unmittelbar zur Mühle führte — das liebliche Mädchen mit dem schweren Korbe voll Erfrischungen.

Die Erfrischungen aber waren in Heinrich's Herzen zurückgeblieben.

Neuntes Kapitel.

Was auf Kirchthürmen selten passirt.

Das freundliche, bescheiden-bürgerliche junge Mädchen, das Heinrich seine Lebensblume nannte, ist die Tochter, das einzige Kind des uns bereits bekannten Mannes mit der gelben, harten Stirne, mit der wurmstichigen Varinasseele und dem halben Schiffe, das er „Therese" nannte, wie diese seine Tochter, die so eben in der Lindenallee verschwand. Sie ist die Tochter des Kaufmanns Thomas Campo.

Ungeachtet der nachtheiligen Einflüsse, die der Charakter ihres strengen, stolzen, kaltherzigen Vaters auf die Erziehung und das Naturell Theresens hätte haben können, blieb ihr ganzes Wesen doch von allem dem unberührt und unversehrt.

Ungeachtet der starren, stabilen Einrichtungen in dem großen steinernen Hause des Cigarrenfabrikherrn, in diesem reinlichen, staublosen, peinlich conformen Hauswesen der Firma Campo und Comp. war dennoch in Theresens ganzer Persönlichkeit nichts zu merken, was auf eine so gemüthlose, vom Comptoirgeist durchwehte, Erziehung schließen ließ; nichts von allen den Eigenschaften, wie sie von der Tochter eines Parvenüs, von der, zum Fräulein gewordenen, Tochter einer aufgekommenen Krämerfirma wohl zu befürchten waren.

Auf Theresens glatter, heiterer Stirn steht nichts von den großsprecherischen Firma-Lettern ihres stolzen Vaters, kein Buchstabe davon, kein Zug von der metallnen Firma „Campo und Comp."

Wohl aber ist diese Stirn die einladende Firma eines unendlich reichen Magazins von unbezahlbaren Kleinodien, von edelen Pretiosen.

Dies Magazin ist Theresens Herz.

Indessen war sie von entschiedenem Willen und entschlossenem Wesen in allem ihrem Thun und Treiben; rasch, fest, unverdrossen. Dabei heiterer Gemüthsart, zuversichtlich und arglos.

Trotz ihres geldstolzen, prahlerischen, in der

That reichen, aber geizigen Vaters, war Therese in ihrem ganzen Wesen höchst einfach, bürgerlich, bescheiden, natürlich.

Sie war nicht „Fräulein Therese Campo"; nein, sie war „Röschen".

Ihr hübsches Gesicht, von etwas bräunlichem Teint, aber die Wangen durchschimmert von zartem Roth, war eins der Art, über welches das Urtheil der Meisten übereinstimmend und ohne Widerspruch zu erfahren dahin lautet, daß es ein „allerliebstes" Gesicht sei, über dessen Eigenschaften sich nicht leicht mehr ein Streit erhebt. Ein unbestritten hübsches Gesicht; nicht regelmäßig, aber angenehm; nicht unbedingt schön, aber voll lieblicher Züge, deren Ensemble dieses Gesicht eben als ein sogenanntes allerliebstes Mädchengesicht erscheinen läßt, bei dessen Anblick es einem sehr wohl zu Muthe ist; das man immer gern sieht, weil es immer Abwechselung bietet und viel belebter ist, als ein durchaus regelmäßiges Gesicht, wie etwa das der bleichen Rogneda, der Pflegetochter Susanna Wagner's.

Das vorzugsweise Schelmische, das gemüthvoll Schalkhafte in Röschens lebhaft glänzenden schwarzen Augen paßte vortrefflich zu ihrem bräunlichen Teint

und der keck aufgeworfenen, aber fein gezeichneten Nase, welche in dem scenenreichen und seelenvollen Schauspiele ihres hübschen Gesichts eine Charakterrolle spielte und offenbar prädominirte. Dagegen schien der frische Mund, eben so lieblich, als lipplich, eben so gemüthlich, als appetitlich, alle die kühnen Einfälle der schelmischen Kirschaugen zu belächeln, und wieder gut machen zu wollen, was die schalkhaften schwarzen Augen etwa Uebles angerichtet.

Im Ganzen aber sprach sich in Theresens liebem Gesichte neben zarter Weiblichkeit ein entschiedener Charakter aus; Festigkeit des Willens und Klarheit des Verstandes.

Röschen's jugendlich schlanke Gestalt wurde durch ihre sehr nette, saubere, aber bürgerlich einfache Kleidung nur noch mehr gehoben. Sie trug meist, wie auch heute, ein Leibchen von schwarzem Seidensammet mit sehr kurzen, enganliegenden Aermeln und mit Blonden oben ausgeputzt. Ihr heutiges Kleid ist von ungebleichtem Batist mit fünf ausgezackten Falbeln; ein Schürzchen von grüner Schillerseide mit Fransen und einer langen, Schnur zum Binden.

Ihr niedlicher Fuß ist in Schnürstiefelchen von blaß-braunem Saffian gehüllt.

In diesen Stiefelchen sah sie Heinrich sehr oft und sogar auch in jener höchst merkwürdigen Stunde nach langer, langer Trennung, . . . in einer Stunde — doch wir greifen nicht vor! . . . .

Das rabenschwarze volle Haar trug Röschen in dichten Flechten mehrmals um den schöngeformten Kopf gewunden, ohne allen andern Schmuck, als einen feingearbeiteten silbernen Pfeil, der sich am Hinterhaupte durch das dichte Gewinde zog.

Das ist „Röschen", wie sie Heinrich auf der Haide fand und sie seine „Lebensblume" nannte. Das ist Röschen, die ihm Erfrischungen brachte, durch die allein sein sehnsuchtvolles krankes Gemüth genesen konnte und genas.

Während Röschen's Abwesenheit bei der kranken Freundin hatte sich Heinrich in der schattigen Linden-allee auf die verborgene Moosbank gestreckt. Erschöpft von den heutigen Gemüthsbewegungen und der Wärme des langen Frühlingstages, verfiel er hier bald in einen tiefen Schlaf.

Auf seinem schönen jugendlichen Gesichte lag Anfangs Ruhe und Seelenfrieden; um seinen Mund

spielte dasselbe Lächeln, wie allemal, wenn er den Namen Röschen's aussprach.

Aber dieser friedliche Ausdruck seiner weichen Züge veränderte sich bald in den eines herben Schmerzes.

Es war ein langer und banger Traum, den er träumte und später oft seiner greisen Mutter erzählte; ein wildes, verworrenes Traumbild. Es war ihm, als stände er vor dem großen steinernen Hause von Theresens Vater und starre die fein gezogenen eleganten Lettern der hellpolirten Messingfirma Campo und Comp. unverwandt an, und da kam es ihm vor, als wenn diese Lettern zu wachsen anfingen. Ja sie wurden größer und immer größer, bis sie ihn weit, weit überragten und sich nun in verzerrte, scheußliche Mißgestalten verwandelten; dann sprangen sie gespensterhaft auf ihn zu, schlossen ihn in einen Kreis ein, grinsten ihn an und tanzten in wahnsinnigen Sprüngen um ihn herum, indem sie mit schauerlich krächzenden Stimmen immer die Worte heulten: „Campo und Compagnie.“ Dann wieder verzerrten sich diese Lettern in riesige Schlangen, zischten, stierten ihn eisig und mit mörderischen, todgierigen Blicken unausgesetzt an,

ringelten sich nach ihm hin, umrollten seinen Leib, preßten qualvoll seine Brust zusammen und bohrten unter unsäglichen Schmerzen die giftigen Zähne tief in sein stöhnendes Herz.

Mitten in diesen Qualen aber zogen zwei Bilder an seiner gemarterten Seele vorbei, leise wie Schatten. Aber der Anblick dieser ihm dunkel erinnerlichen Bilder machte einen so schmerzlich wehmüthigen Eindruck auf seine Seele, daß er den Trost nicht lange empfand, den sie gleichwohl auf ihn ausübten, den Trost in seinem namenlosen Leiden, das die, als Schlangen um seinen Leib gerollten, Lettern ihm erbarmungslos verursachten.

Es war ihm, als zöge das Bild des heiligen Abendmahls Christi, wie es in dem Zimmer seiner Mutter hängt, aber weit größer und nur schattenartig, an seiner Seele vorüber; Christus und alle Jünger. Der Heiland und die Jünger sahen so mild und selig aus, und es war ihm, als blickte zwischen den Köpfen der Jünger ein ihm bekanntes blasses Mädchengesicht hindurch, das sah aus wie Röschen, . . . lächelte ihn so himmlisch-trostvoll an und schloß dann das liebe sanfte Auge.

Das zweite Bild, das mitten in seinen Qualen

an seiner jammernden Seele vorüberzog, schien der kleine Kupferstich zu sein, welcher in der Kammer seiner Mutter über dem Bette derselben hing und die Unterschrift hatte: „Matth. 14, 31.“ Die Gestalten auch dieses Bildes zogen ebenfalls in Lebensgröße und wie Schatten an seiner träumenden Seele vorüber. Diese Bilder aber ängstigten ihn eben so sehr, wie die blutigen Schlangen, obgleich in ganz anderer Weise. Vor unendlichem Seelenweh konnte er beim Anblicke des, ihm unausgesetzt vorschwebenden, ersten Bildes kaum mehr athmen. Er stürzte nieder im Traume, senkte sein Haupt zu Boden und weinte bitterlich.

„Hier bin ich wieder zurück!“

Das war Röschen's weiche Stimme, die ihn aus dem bangen, schauderhaften Traume weckte.

Sie war von der kranken Freundin zurückgekehrt und der kleine Hund Bellotte trug den leeren Handkorb.

Mit einem Sprunge hatte sich der arme Wagner von der Moosbank emporgerichtet, stand lächelnd und wegen seines Schlafs etwas verlegen vor Theresens freundlicher Gestalt, trocknete hastig die Thränen, die noch immer seine Wangen benetzten, und

fühlte sich wieder so unaussprechlich froh beim Anblicke des lieben, trauten Mädchens, das ihn nun schon zum zweiten Male aus den Klauen des bösen Feindes gerettet zu haben schien.

Mit dem gespenstigen Traume war auch schnell seine Angst entflohen und heiter sprach er zu Therese:

„Ach, wie bin ich so glücklich, daß Sie wieder da sind, Fräulein Röschen!"

„Und wahrhaftig, ich glaubte schon," — sagte Therese etwas unruhig — „als ich Sie nicht gleich fand, weil die Lindenzweige Sie hier versteckten, Sie wären fort, hätten doch meine Rückkunft nicht abgewartet, wären vielleicht doch zum Grafen gegangen, um ihm zuzusagen. Ich war... recht besorgt um Sie. Deshalb freue ich mich ebenfalls herzlich, Sie dennoch hier zu finden. Haben Sie... Ihren Entschluß gefaßt? Wollen Sie immer noch verreisen, so weit weg?"

„O, das ist Alles vergessen, Röschen!" — rief Heinrich feurig aus. — „Ich bleibe hier, ich bleibe in meinem Dienste. Ach, meine kleine Heimath ist mir auf einmal wieder so theuer, so unendlich lieb, wie je zuvor — o, noch weit lieber, Röschen, als bisher!"

Mit diesen stürmischen Worten sah er dem hübschen Mädchen in das sinnvoll schelmische Schwarzauge und drückte ihr verstohlen die kleine Hand, die sie nur langsam zurückzog.

„Ich begreife jetzt gar nicht, Fräulein Röschen, wie es nur menschenmöglich gewesen ist, daß ich fort wollte! Nein, nicht für die ganze Welt möchte ich jetzt meine Heimath verlassen, meine gute alte Mutter — o, die sollten Sie kennen, Fräulein Röschen — und Rogneda, das liebe Mädchen, das ich in Thränen zurückließ, als sie hörte, daß ich mit dem russischen Grafen in die Welt gehen wollte."

„Rogneda?" — rief Therese nicht ohne Zeichen eines leisen Schrecks, als ob sie in Rogneda vielleicht eine Geliebte Heinrich's vermuthe.

„Ja, mein gutes, bleiches Schwesterchen," — antwortete Heinrich.

„Sie haben eine Schwester?" — frug Therese, plötzlich heiterer.

„Sie ist eine Pflegetochter meiner Mutter, aber so gut, so sanft, so liebevoll! O, würden Sie sie nicht vielleicht einmal besuchen, Fräulein Rös=

chen? Wie würde das liebe blasse, einsame Kind sich freuen und . . . auch ich —"

„Ach, wie gerne würde ich das! Aber nur selten darf ich ausgehen, und nur immer in bestimmte Familien, die mir mein Vater streng vorschreibt, so daß ich gar keinen anderen Umgang habe. Zu den wenigen Verwandten, wie die Räthin Rockock, die ich alle Monate einmal besuchen muß und wenn sie einmal ein wenig unpäßlich ist; eine alte böse Frau, die ich gar nicht liebe."

„Da habe ich Sie, Fräulein Röschen, schon recht oft im Garten gesehen. Erinnern Sie sich noch vor zwei Jahren des Geburtstagsfests von Fräulein Emerentia, wie ich Sie damals auf der Baumschaukel zog und —"

„Und wie — hahaha! — Emerentia sich damals mit dem Schaukelpferde überstürzte und der Länge lang herabfiel. Ei, das konnte gefährlich ablaufen! Aber geht Rogneda gar nicht aus?"

„Sehr selten. Sie ist kränklich und sehr schwermüthig. Nur in das kleine Hausgärtchen geht sie, wo ich ihr in der Cypressenlaube vorlese. In dem Garten baut sie alle Blumen selbst, beson=

ders Lilien, die sie leidenschaftlich liebt. Ach, wenn Sie sie doch einmal besuchen könnten! Auch ich würde —"

„Vielleicht geht es doch einmal, aber nur ganz im Geheimen, denn mein Vater ist gar zu streng und hat mir für jede Tagesstunde ein bestimmtes Geschäft aufgelegt, so daß ich oft nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Und doch mache ich das Alles so gern! Ich möchte um keinen Preis der Welt unbeschäftigt sein, ganz müßig; ich würde mich äußerst unglücklich fühlen."

„Das geht mir gerade so, Röschen, und wie seelenfroh bin ich, daß ich nicht in einen so trägen Dienst, wie den des Grafen, gegangen bin!"

„Wir haben jetzt über achtzig Mädchen und noch viele andere Leute in der Cigarrenfabrik, zwei Werkführer, vier Commis und einen ersten Commis, den Herrn Husch, der bei uns die Kost hat; da können Sie denken, Wagner, was man da Alles zu thun hat."

„Wie lange ist Herr Husch schon bei Ihnen, Röschen?"

„Ach, wie lange ist das schon her! Ich war

noch ein ganz kleines Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt, da hatte ich schon das Vergnügen —"

Sie rümpfte die hübsche kecke Nase mit sichtbarem Unwillen und stieß gleich darauf einen sehr beklommenen Seufzer aus, der deutlich an den schmerzlichen Ton erinnerte, mit dem sie bei ihrem heutigen ersten Begegnen die Worte zu Heinrich sprach:

„Ach, freilich! Wer sollte sich nicht Manches anders wünschen, als es ist! Wohl jeder... ach, jeder Mensch!"

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit setzte sie zu jenem Seufzer noch hinzu:

„Wie glücklich müssen Sie sein, Herr Wagner, daß Sie noch eine Mutter haben! Ach, wenn doch die meine auch noch lebte! O, sie würde mich schützen und behüten! Ja, eine Mutter, eine Mutter! —"

Sie schien dies so recht schmerzlich zu betonen, so recht im Gegensatze zu einem Vater, zu ihrem Vater!

„Ich erinnere mich noch" — sagte Heinrich theilnahmvoll — „ihres Begräbnisses —"

„Sie starb vor drei Jahren" — sagte The-

rese fast weinend — „und kurze Zeit darauf auch mein kleines Brüderchen, das ich so lieb hatte, ach so lieb, Wagner —"

Sie weinte heftig und unverhohlen, indem sie im Weitergehen innehielt und ihr Taschentuch suchte. Der kleine Hund mit dem blaulackirten Halsbändchen blickte sie an, blieb auch stehen, blickte sie wieder an, so zärtlich und hell, und sprang an ihrem Kleide empor. Sie streichelte sein äußerst glattes braungelbes Fell und sagte bewegt:

„Das ist der einzige Freund, den ich habe; der einzige, der mich versteht."

„Aber wenn Sie noch ein menschliches Wesen verstände, Röschen — wenn ich Sie verstände, wenn ich Ihr Freund sein wollte, so treu, wie dieser —"

Sie gingen schweigend weiter. Der Mond war schon aufgegangen und zeigte in der Ferne die alte Kirche mit dem Schieferthurme, die Heinrich als Küster verwaltete.

„Das kleine selige Brüderchen" — sagte Therese weiter — „zog ich ganz allein auf; ich pflegte es, wie es die arme Mutter nicht besser hätte pflegen können. Ach, das hatte mich aber auch so

lieb! — Es hieß Heinrich, das liebe Kind; den Namen werde ich nie vergessen, er ist mir tief in's Herz geschrieben."

Nach einer Pause fragte sie:

„Wie heißen Sie, lieber Wagner?"

„Heinrich!"

„O mein Gott, wie seltsam!" — rief Therese überrascht und herrlich leuchteten ihre schönen treuherzigen Augen.

Dieser Umstand — so geringfügig er scheint und ist — daß Theresens liebevolles Schwesterherz hier den Namen wiederfand, an den sich alle ihre weibliche Zärtlichkeit, all' ihre innigen Empfindungen von Liebe und süßer Erinnerung knüpften — dieser Umstand trug viel zur rascheren Annäherung der beiden jungen Herzen bei, die sich indeß von allem Anfange an verstanden.

Und dennoch berührte sie der Name Heinrich wieder so wehmüthig, daß sie nach einer Pause sagte:

„Nun ist es todt, das arme Kind — und ich stehe... ganz allein in der Welt!"

„Allein, Röschen? Ganz allein?" — rief

Heinrich ergriffen. — „Aber Ihr Vater, Röschen, Ihr Vater!“

„Ach, der ist immer.. . so beschäftigt! Ich sehe ihn nur bei Tische und da ist er entweder sehr schweigsam, ernst und verstimmt, oder im kaufmännischen Gespräche mit dem ersten Commis Husch. Da nimmt er wenig Notiz von mir und kennt meine kleinen Sorgen gar nicht, noch viel weniger meine großen. Nach Tische geht er in sein Separatcomptoir, wie es im Hause heißt, und ist den Tag nicht wieder zu sprechen.“

„Große Sorgen, sagten Sie?“ — frug Heinrich, leise lächelnd.

„Ja — ja!“ — antwortete Therese sehr ernst und setzte hinzu: „Und wenn er sie kennen würde, dann... dann würde es noch schlimmer um mich stehen. — Nur durch meine vielen Geschäfte“ — fuhr sie nach einer Pause etwas heiterer fort — „in der Küche, mit der feinen Wäsche und besonders im Garten, den ich fast ganz allein bebaue, mit allerlei Gemüse und Küchenkräutern — nur dadurch zerstreue ich mich einigermaßen.“

„Wo liegt Ihr Garten, Fräulein Röschen?“

„Nicht weit von der Friedhofkirche dort, nur

durch ein Feld und einen hohen buschigen Zaun davon getrennt."

„Ach freilich, es ist ja wahr! Hatte ich doch nicht gleich daran gedacht! Aber ich habe Sie doch noch nie daselbst gesehen?"

„Ich komme erst Abends sehr spät dahin, gewöhnlich, wenn Sie den Abendsegen schon geläutet haben, zuweilen aber auch ganz früh, schon mit Sonnenaufgang, denn ich stehe im ganzen Hause am frühesten auf und muß es auch."

Mit dem auffallend heiteren Tone des innigsten Glücks fiel Heinrich ein:

„Dort liegt auch ein kleiner Garten meiner Mutter, mitten auf dem Kirchhofe, mit einer schönen dichten Kürbislaube. Da könnte ich Sie ja wohl öfters sehen, Röschen, und Ihnen Wasser zutragen und allerlei helfen. Das erlauben Sie mir doch? Nicht?"

Er hatte wiederum eine der kleinen weichen und warmen Händchen ergriffen, als er mit Leidenschaft diese Frage that.

Anstatt aller Antwort fühlte er einen leisen Gegendruck dieser kleinen weißen Hand.

O, über die Entdeckung dieses Gartens, darin

er das von Stunde an innig geliebte Mädchen, seine „Lebensblume", sehen sollte, — über die Entdeckung dieses kleinen Gartens war Heinrich mehr entzückt, als Columbus über seine neue Welt!

Auch war ja Heinrich's neuentdeckte Welt in der That weit größer, reicher und herrlicher, als die, welche er mit dem Grafen bereisen wollte!

. . . .

Und sie sahen sich — sie sahen sich oft auf dem einsamen, abgelegenen Friedhofe, in der Nähe der alten schweigenden Kirche, auf den Gräbern ihrer Abgeschiedenen, von wo Heinrich die Todtenblume gepflückt und anstatt ihrer diese Blume des Lebens dahin gebracht hatte.

Von ihren stillen Zusammenkünften aber durfte Niemand — Niemand etwas wissen und wußte es auch Niemand.

Wohl in jeder Woche einige Abende, wenn die Gipfel der Berge vom Strahlenkusse der scheidenden Sonne glühten und die Glocken vom einsamen alten Kirchthurme den Abendsegen über die thauigen Fluren riefen, erschien Röschen im kleinen Garten bei der einsamen Kirche und die Glocken baumelten dann rascher aus, denn Heinrich, der

junge Kirchner, eilte herab in die kühle Laube und der erste himmlische Aether der Liebe senkte sich wie Morgenthau auf die Blume ihrer Herzen und das Geständniß der Liebe, das aus der bewegten Brust über die zitternden Lippen gleitete, wurde zum heißen Gelübde der Treue und — der erste Kuß besiegelte diesen Bund, das Verlöbniß ihrer jungen Seelen.

Aber jedes Blatt, das um sie rauschte, erschreckte das schüchterne Mädchen, denn Niemand auf der ganzen weiten Erde — nicht einmal Heinrich's Mutter — hatte bis jetzt und durfte das Geheimniß ihrer Liebe erfahren; am allerwenigsten Theresens stolzer, hoffärtiger Vater, der reiche Parvenü, der Mann mit dem halben Schiffe, der Rockock'sche Erbschleicher, der starre Firmaheld mit den goldenen Lettern und seinem importirten Ritterthume, dessen Stammbaum die gedörrte Tabakspflanze war, welche bereits in allen Richtungen seiner Seele Wurzel geschlagen hatte. Am allerwenigsten durfte der es wissen!

Und eben wegen dieser Furcht vor der Entdeckung ihres Geheimnisses, welches sie so unaussprechlich beglückte, zogen sich Heinrich und Rös=

chen an immer heimlichere Stellen des Friedhofs schüchtern zurück.

Sie sahen sich bald nicht mehr in dem offenen Garten des Kirchhofs, nicht mehr auf den einsamen, umlaubten Gräbern ihrer Geschiedenen, nicht mehr in der schattigen Kürbislaube. Nein, denn da wären sie ja immer noch gar leicht von den „Leuten" gesehen, verfolgt und verrathen worden, die wohl schon aufmerksamere Blicke nach dem stillen Garten des Kirchhofs richten mochten.

Nein, sie sahen sich nicht mehr an den früheren Orten, sondern oben, in dem bergenden Mantel des hölzernen Kirchthurms — einsam, heimlich, verschwiegen.

Dort sahen die ernsten, stummen Glocken, sobald sie den Abendsegen verkündet hatten, die beiden armen, schüchternen, verscheuchten Menschenkinder verwundert an und schienen zu sagen, daß ihnen seit all' den Jahren, die sie auf den ehernen Rücken trugen, so etwas noch nicht vorgekommen!

Aber sie blieben stumm und verschwiegen, die erstaunten alten Glocken, und nur ganz leise flüsterten und sumsten sie die Liebesworte nach, deren

Wiederhall vom Munde der beiden Flüchtlinge an ihre ehernen Stirnen schlug.

Auch sie hatten ja ein Herz, denn sie liebten den alten ehrwürdigen Thurm, auf den sie sich mit den Flügeln der christlichen Liebe emporgeschwungen hatten; — und so hingen sie ihm an mit Jahrhunderte langer wandelloser Treue und erzählten ihm mit dem wunderbaren Geläute ihres ehernen Mundes so schöne Geschichten von der ewigen Liebe, von der Liebe des ewigen Gottes, von Religion, von Erbarmen, von Seligkeit.

Darum blieben sie auch jetzt stumm und verschwiegen und verriethen Röschen nicht, denn sie wußten ja, sie hörten und sahen es, daß deren Liebe zu Heinrich so verwandt war mit der, die sie jeden Sonntag der Welt verkündeten, der lieblosen Welt! —

So hörten sie Alles gar ruhig an; auch die wunderbaren Geistergeschichten, welche Heinrich, der Urenkel der Wagner'schen Küsterfamilie, der sie von seinen Vorfahren und diese von ihren Altvordern gehört, jetzt Röschen erzählte; — seltsame Gespenstergeschichten, die sich in dieser uralten Kirche, auf den inneren Grabgewölben, auf den Emporkirchen,

in der dämmernden Sacristei und am meisten hier oben auf dem winddurchhauchten Holzthurme bei dem rasselnden Seiger zugetragen hatten — seltsame, wunderbare Geschichten, von denen aber doch die uralte Geistergeschichte der Liebe die allerwunderbarste ist.

Dabei überlief, während es schon dunkelte und der bleiche Mond sein geheimnißvolles Licht durch die kleinen Thurmfenster herein warf, ein seltsamer Schauer das lauschende Röschen; ihre herzigen schwarzen Augen funkelten im Mondlicht und sie drückte das kleine Händchen inniger in die des geliebten Erzählers, bis … der Seiger rasselte und die alten Glocken sagten, daß die Abschiedsstunde gekommen.

Die traurige Stunde!

Denn nun mußte Therese das alte morsche Gebälke des Thurms verlassen und — mit den glänzenden Zimmern des reichen Vaters vertauschen, mit den herzlos-eleganten, symmetrisch-starren Zimmern, wo kein Heinrich war, … denn der kleine Heinrich war gestorben und der größere, der Jüngling, war geschieden.

In jenen Zimmern schritten nur Commis — steife, leere, höfliche Commis!

So schieden sie oft und kamen oft auch wieder.

Aber auch des Sonntags sahen sie sich unten in der alten Kirche, wo Röschen einen der besten Kirchstühle hatte, auf dem sie seit ihrer Bekanntschaft mit dem jungen Kirchner niemals fehlte.

Dort saß sie regelmäßig und schlug allemal das liebe schwarze Auge nieder, wenn der junge Wagner im Amtstalare, dem Sammtkäppchen und den weißen Schlippchen den hochwürdigen Herrn Superintendenten Magister Speck oder Diaconus Takel zur Kanzel geleitete.

So schieden sie oft und kamen oft auch wieder.

Und auf demselben Thurme war's, wo es nach vielen glücklichen Tagen, Wochen und Monden einmal geschah, daß Röschen, bleich, mit zitternder Stimme, ihrem zum Tode erschrockenen Heinrich berichtete — ach, eine böse, böse Geschichte!...

Und das ist das uralte geisterhafte Mühlrad, was rauschend um die alte Achse kreist! Es ist der uralte Mühlstein, der so Vieles zermalmt.

Es war eine böse Geschichte, die das arme Röschen ihrem Heinrich erzählte.

Wir wollen sie später auch erzählen, nachdem wir vorher unseren Lesern berichtet haben, was für ein Spiel der musikalische Ersatzmann des biederen Blasius Schwalg, der Bergrath Wolfgang Adler, im Schindelhause der Pupillenräthin Rockock gespielt hat, während sich in dem Kopfe und dem Herzen des schwärmerischen Grafen Pirakoff bei'm rastlosen Spüren nach Rogneda's Herkunft ꝛc. eine regenbogenfarbene Brücke aus der prosaischen Gegenwart in das mittelalterlich-romantische Ritterthum zu wölben beginnt.

Zehntes Kapitel.

Was aus der Katze blickte.

Die pupillenräthliche Familie Rockock hatte die regelmäßige tägliche Spazierfahrt eben beendet. Dieselbe ist, wie wir früher bemerkten, im Geiste dieses Hauses eigentlich eine Morgenpromenade, denn sie beginnt bald nach dem Lever; sie dauert von zwei Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends.

Die alte, mottenzerfressene Familienkutsche, auf deren Haupte sich der Staub seit einem halben Jahrhunderte, wie der Puder auf einer Perücke, in einer Art schmutzigen Kruste aufgelagert hatte — denn der Kutscher Krawatschki, wie alle seine Vorgänger, hatten sich nie unterstehen dürfen, sich an der alten Kutsche zu vergreifen und etwa gar sie zu waschen — diese greise Familienkutsche, mit der

einen zopfartigen Quaste (die andere fehlte) an ihrem altergrauen Hinterkopfe, knarrte wie ein spukendes Gespenst täglich präcis zwei Uhr Mittags zum dröhnenden Hofthore des Rockock'schen Schindelhauses heraus.

Wie ein, dem Grabe erstandener, Geist harrte sodann die schwarze Kutsche vor der Thüre und nickte grinsend auf ihren ellenlangen rostigen Stahlfedern; ähnlich, wie ein altes, von der Gicht geplagtes Weib mit dem spitzen Kinne wackelt.

Hier wartete sie geduldig, und auch die daran-gespannten zwei alten schwarzzottigen, halbverhungerten Rosse, das Eigenthum der Räthin, harreten seelenruhig, ohne daß es ihnen einfiel, zu scharren oder zu wiehern, denn sie ließen die schweren, europamüden Häupter sinken und mochten sonderbare Dinge meditiren; sie warteten wie die alte Kutsche, geduldig, bis ein Thorflügel, langsam knarrend, sich öffnete und die greise Selbstherrscherin des Hauses, getragen von den zwei Leibgardisten Schachtschabel und Krawatschki, nebst dem „Kriegssecretär" Nicketusia und der Enkelin Emerentia (den grämlichen Kater nicht zu vergessen) in die Kutsche eingepackt waren. Natürlich fuhren auch die hochangefüllten

braunsaffianen Taschen mit, nebst den Vorlegeschlössern, und Alles, was darinnen war; der Mammon und . . . die hohlen Zähne!

Langsam, wie ein Leichenwagen in feierlicher Procession, fuhr die bezopfte Kutsche mit den drei nachtgeborenen Parzen zunächst ein paar Mal um den Stadtgraben herum, dann nach und nach zu jedem Thore der Stadt einmal hinaus, und nach Verlauf von drei langen Stunden, welche der hoch auf dem Kutscherbock thronende Krawatschki um keine Minute kürzen durfte, kam sie mit den kopfhängenden zottigen Rossen wieder vor dem fichtenumrauschten düsteren Gartenthore an, entlud die drei Parzen, den Kater und die Saffiantaschen, und verschwand wie ein endlich zur Ruhe kommendes Gespenst in dem grabesstillen Holzschuppen, wo sie noch lange fortnickte, bis sie einschlief und am folgenden Tage zur gewohnten Stunde wieder aufgeweckt wurde.

Nach einer solchen eben beendeten Morgenspazierfahrt saß die Pupillenräthin wieder in der gewohnten Ecke auf dem urväterlichen Lehnstuhle, hatte die schwere goldene Uhr, so wie auch den getreuen Kater auf dem hochaufgethürmten runden

Bauche und erwartete auch heute, wie täglich um diese Stunde, den jungen Bergrath Wolfgang Adler, der nun schon seit mehreren Tagen das gewohnte Spiel des armen abwesenden Blasius Schwalg zu ersetzen so gütig war, während Blasius im Schweiße seines verblüfften Gesichts an der Doctordisputation arbeitete, an der „alten krummen Schlange".

Er hatte sich, von lebendigem Ehrgeize beseelt, wie solcher an einem Accessisten nie vermißt wird, seit jener uns bekannten Audienz bei der Räthin und dem Empfange von zweihundert Thalern Gold nicht wieder im Schindelhause blicken lassen. Er wird es auch vor Beendigung seiner Arbeit keineswegs thun.

Seit Adler's gütigen Besuchen hatte sich die Pupillenräthin allemal direct aus der alten Kutsche nicht in das kleine, gewöhnlich von ihr bewohnte Zimmer tragen lassen, sondern in den großen Salon des, durch eine Art Brücke mit dem Schindelhause verbundenen, größeren Gebäudes, dessen Parterre die früher erwähnte offene Gartenhalle bildete, wo — umstellt von einigen verkrüppelten Pomeranzenbäumen — Emerentia's riesenhaftes Schaukelpferd stand, der schwarzmarmorne Theetisch, die vier

bausbäckigen Jahreszeiten und die Nymphe ohne Nase.

In dem Salon über dieser Halle steht ein guter Flügel. Neben demselben liegen mehrere Stöße elegant gebundener Notenhefte. Der Bergrath Adler hatte sie aus seiner musikalischen Bibliothek hierher schaffen lassen — Werke der ausgezeichnetsten Tonkünstler verschiedener Zeiten.

Adler war noch nicht da, konnte aber jeden Augenblick eintreten.

Dame Rockock, in angenehmer Erwartung des heutigen Spiels (denn Adler hatte ihr für heute etwas ganz Besonderes versprochen: drei ganz vorzügliche Mozart'sche Musikstücke), ist mit ihrer Enkelin Emerentia in einem Gespräche begriffen, aus welchem zu ersehen, welchen Eindruck der Bergrath und sein in der That meisterhaftes Flügelspiel auf das alte verwelkte Herz der Räthin gemacht und welche Gedanken er unter der hochlockigen Perücke derselben erregt hatte.

„Und welche Haltung," — fuhr sie zu Emerentia fort — „welche Manieren, welchen Anstand hat dieser treffliche junge Mann!" —

Sie meinte natürlich den Bergrath, obgleich

sie ihn, trotz ihrer weit offenen, aber staarkranken Augen, begreiflich nie erblickt hatte, denn nur ein ganz matter trüber Dämmerschein von dem Lichte dieser „argen Welt", wie sie immer sagte, drang in die dunkle Höhle ihres brütenden Gehirns.

Aber ihr scharfer Geistesblick hatte ihr aus Adler's Benehmen und ganzem Auftreten dennoch gewissermaßen auch das Aeußere dieses Mannes im Inneren vorgemalt und ihr ein höchst günstiges Portrait von ihm entworfen, das von der Wirklichkeit nicht allzusehr abweichen mochte, so weit es Adler's Klugheit und List nicht selbst auf Täuschung abgesehen hatte.

„Und welche staunenswerthen Kenntnisse in der Musik," — fuhr sie zu Emerentia fort — „welche wunderbare Virtuosität auf dem Flügel! O, wie bezaubernd ist sein Spiel!"

„Und welche Belesenheit, Urtheil und Geschmack!" — schnarchte sie weiter, mit einer gewissen Absichtlichkeit, daraus man eine Vorbereitung und Motivirung ihres bald deutlicher hervortretenden Plans voll Perfidie und Berechnung nicht verkennen konnte. — „Ja, welche Umsicht, Galanterie, Aufmerksamkeit und Feinheit gegen mich, eine

so alte Frau, besitzt dieser ausgezeichnete, dieser liebenswürdige Mann! Und findest Du, Ränzchen, das nicht auch?"

„Und welche straffen Hosen hat er an!" — antwortete Emerentia, indem sie mit dem gewohnten Kürassierschritte, zerzaustem Haare, das unter den breiten Krempen ihres slowakischen Strohhutes hervorruschelte, unterrocklos und mit flatterndem Flügelkleide so hastig durch den Salon tappte, daß der dadurch entstandene Luftzug alle leichteren Gegenstände, wie Notenblätter 2c., mit fortwehte. — „Und wie fest und kräftig seine Beine sind! Großmutter, d i e solltest Du sehen, fast wie die unseres Krawatschki, weiß Gott! Aber Du arme Frau, Du hast ja den Staar!"

„Prrrr, Kind! Nicht „Staar"! So spricht man nicht. Ein leichtes Augenübel habe ich, das vorübergeht, denke ich, hoffe ich. Das laß mir nur den Bergrath nicht hören, was sollte der von Dir denken?"

„Von mir? Nun, daß ich Augen habe und Du nicht, Großmutter; ja Augen, durch die ich zwar sehe, daß Adler ein recht hübscher Kerl ist, mit denen ich aber doch den guten Blasius we-

nigstens eben so gern sehe, oder sogar doppelt lieber!“

„Doppelt?“ — höhnte die Großmutter, vielleicht als Anspielung auf Schwalg's Doppelnase, die sie, wie die Gesichter ihrer ganzen Umgebung, oft genug befühlt hatte. — „Nein, Kind, Du sollst mir ja nur offen sagen, wie Dir persönlich der treffliche Bergrath gefällt? Und gut, denk' ich, hoff' ich, will ich! Verstehst Du?“

„Er gefällt Dir, weil Du den Staar hast, Großmutter!“ — lachte Ränzchen, durch den Salon tappend.

„Prrrr! Du sollst ja dies verwünschte Wort nicht sagen! Hörst Du? Soll ich Dich, patzige Dirne, in die Kutsche stecken lassen, in den Holzschuppen? Krawatschki, Krawatschki!“

Sie rief allerdings zornig nach dem Kutscher, der die Delinquentin gewöhnlich bei dergleichen Ungehorsamsfällen inhaftiren, d. h. wirklich in die alte Kutsche einsperren mußte — ein Umstand, aus welchem wegen des merveilliös feurigen Temperaments der vollblütigen Enkelin später ganz eigenthümliche Folgen erwachsen.

„Ich meine nur,“ — erwiederte Ränzchen —

„mag Adler auch ein schöner und gebildeter Mann sein, in seinen Zügen, Großmutter, liegt doch etwas Verstecktes."

„Das kann unmöglich der Fall sein. Du bildest es Dir nur ein, weil in Adler's Gesicht überhaupt etwas liegt, während Du nur Gesichter liebst, in denen gar nichts liegt, gemeine Gesichter, Alltagsgesichter, wie das Deines Blasius."

Wir machten früher schon die Bemerkung und müssen sie wiederholen, daß Emerentia — trotz ihres mehr als naiven, ja gänzlich unweiblichen Wesens; trotz ihrer scheinbaren Beschränktheit und ihres massiven Zutappens — dennoch in Beurtheilung des Charakters eines Menschen meist ganz richtige Ansichten aussprach, ja im wahren Sinne des Worts meist das Rechte ertappte!

Leider freilich wurde dies von der herrischen Großmutter, wenn auch erkannt, doch nicht anerkannt, sondern Ränzchen wurde stets als Kind, als Mündel, als Pupill behandelt, welchem weder Willen noch Urtheil zustand.

Drei wichtige Dinge überhaupt räumte die Pupillenräthin ihren Kindern niemals ein; das waren: Wille, Urtheil und Geld. Von dem letz=

teren besaß Emerentia niemals einen Pfennig, über den sie hätte verfügen können. Von der noch werthvolleren Münze „Urtheil" dagegen besaß sie ziemlich viel; nur war es noch nicht genug ausgeprägt und sie durfte auch diese Münze nicht ausgeben. Den eigenen Willen endlich, den sie oft usurpiren wollte, mußte sie, ihrer Großmutter gegenüber, so gut aufgeben, wie jedes andere lebende Wesen in diesem Hause. Denn die alte Räthin hätte eher den Geist aufgegeben, als ihren Willen.

Ganz gerade so, wie Ränzchen, ging es auch dem armen willenlosen „Kriegssecretär" **feminini generis**, der sanften Nicketusia, die Zeit ihres Lebens nichts Anderes thun durfte, als nicken, wie die bezopfte alte Kutsche in dem Holzschuppen.

Dennoch ließ sich Ränzchen, zu Folge ihres derben Naturells, das ihrer verkehrten Erziehung einigermaßen widerstanden hatte, nicht ganz in's Bockshorn jagen, wenigstens nicht in demselben Grade zur einbalsamirten Mumie machen, wie die gebrechliche Nicketusia Schlucks, sondern tappte mit ihrem kräftigen Urtheile eben so laut darauf los, wie mit ihren kräftigen Beinen.

„Aber ernstlich, Emerentia,“ — fuhr im Lehnstuhle die Räthin fort — „was hättest Du an Adler auszusetzen? Er ist ein schöner Mann, reich, höchst gebildet, von feiner Lebensart, ja hohem Anstande und guter Carrière. Was könnte Dir an ihm mißfallen? Nichts, denk' ich, hoff' ich, will ich! Verstanden?...“

„Aber warum z. B. trägt er,“ — antwortete Emerentia in ihrer derben Manier, indem sie immer noch wild im Saale herumtappte — „warum trägt er sein schwarzes Haar über die Stirn hereinfallend. Dadurch verdeckt er die Hälfte seiner allerdings hohen und weißen Stirne. Das ist mir immer ein Zeichen von Falschheit. Blasius dagegen, Großmutter, trägt die Stirne offen und frei, besonders in den Winkeln, an den Schläfen hinauf, was ich an einem Manne sehr liebe.“

Wir erinnern die Leser an die erwähnte Kriegslist — das Stirn-Rasiren — des Idyllen-Dichters.

„Aber, mein Kind,“ — sagte endlich auch einmal Ränzchens Mutter, die Schlucks, mit ihrer Hoboe-Stimme — „Du bist doch genöthigt, einen bedeutenden Unterschied zwischen diesen beiden Männern zu machen.“

„Zwischen welchen?“ —

„Zwischen Blasius und Adler,“ — schrie die Räthin ziemlich heftig dazwischen — „das hoffe ich, das denke ich und will ich! Verstanden?“

„Freilich,“ — antwortete Ränzchen rasch — „der auch mir sehr angenehme Unterschied zwischen Beiden besteht darin, daß ich Blasius heirathe und den Andern nicht!“

„Hm! — Das wollen wir erst noch sehen! Ha, der verfluchte Doctor Beff mit seinem voreiligen Rathe!“

Nicketusia nickte, die Uhr pickte, die Katze blickte.

„Aber horch!“ — raunte die alte Räthin plötzlich. — „Wer kömmt? O, es ist, dünkt mich, der feste, noble, ritterliche Tritt des Bergraths. Wahrhaftig, schon sein Schritt ist Musik. Was bin ich doch der lieben Thusnelda Immergrün für Dank schuldig!“

„Adler kömmt?“ — rief Ränzchen mit der Stimme eines Postens auf der Hauptwache. — „Da reiß’ ich aus!“

Und somit stürzte sie mit ihren Kürassierschritten, ruschlichem Haare, bloßen Armen und hochwogendem Busen nach der Thüre und — ge-

rade in die Arme des eben eintretenden Bergraths, der sie leider etwas auf den Fuß trat.

„O, Sie Tapps von einem Manne!“ — schrie sie und wollte hinaus.

— Der gewandte Adler hielt sie mit einem Handkusse zurück.

Elftes Kapitel.

Wie Jemand das Miserere in's Haus bringt.

Der Bergrath Adler hatte seither das derbe Wesen Emerentia's hinlänglich kennen lernen, nahm ihr daher — und noch aus anderen Gründen — jene eben erwähnte Plumpheit keineswegs übel, sondern applicirte ihr im Gegentheile einen sehr galanten Handkuß, ließ das runde Ränzchen nicht sogleich wieder aus seinen kräftigen Armen und führte sie gewandt und höflich wieder in den Saal zurück, wo er auch der Dame Rockock und dem „Kriegssecretär" ehrerbietig die Hand küßte.

Dabei sagte er mit seiner angenehmen, klangvollen Stimme:

„Nein, mein Fräulein, heute lasse ich Sie nicht entwischen; denn ich bringe, meine Damen,

einige der größten Meisterwerke meines theilweisen Namensvetters Wolfgang mit. Sie wissen ja, verehrte Frau, von Mozart."

„Ei, vortrefflich!" — schnarchte die Räthin. — „Danke, danke!"

„Ja, ich bringe Ihnen das „Miserere"!"

„Danke, danke herzlich! Sehr gütig, werthester Herr Adler, sehr liebenswürdig! O, wie freue ich mich auf diesen seltenen Genuß!" — schnarchte die Frau mit den Saffiantaschen ahnungs- und beziehungslos, denn sie war in der Musik keineswegs ohne Kenntniß und wußte sehr wohl, daß das hier gemeinte „Miserere" ein berühmtes Tonstück von Wolfgang Mozart ist.

Emerentia setzte in ihrem unbewußt prophetischen Tone massiv hinzu:

„Das Miserere, Herr Rath? — O, das hat meine arme Großmutter schon längst, besonders in den gelähmten Hüften und in den Augen. Sie wollen es ihr jedenfalls auch in die Ohren bringen oder Gott weiß wohin!"

„Jawohl, mein Fräulein," — lächelte Adler — „das Miserere bringe ich, dieses berühmte Meisterwerk des großen Mozart."

„Wo componirte er das?“ — frug die Räthin schnarchend und blickte hellblau.

„Zu Rom, verehrte Frau, copirte er es blos nach dem Gehöre. Er hörte es zum ersten Male in der Sixtinischen Kapelle, wo es damals noch sehr geheim gehalten wurde. Sie werden erstaunen, meine Damen, über diese großartige, erhabene Musik.“

Damit setzte sich Adler mit einem Beifallsblicke auf Emerentia an den sehr trefflichen Flügel und begann das Miserere zu spielen.

In diesem Blicke lag eine Art Freude über Ränzchens obige Bemerkung, dergleichen er an dem sonderbaren Mädchen immer mehr zu bemerken begann und sie in der That weit gescheidter und bildungsfähiger fand, als ihr Ruf sie gelten ließ.

Diese sich immer mehr bestätigende Entdeckung gab ihm neuen Muth zur Ausführung seines uns bekannten Plans einer Verbindung mit der reichsten Erbin in der Umgegend, so schwierig es auch Anfangs schien, den bereits verlobten Accessisten mit der Doppelnase und der permanenten Verblüfftheit, den Blasius Schwalg, geradezu auszustechen.

Aber er hatte ja — wir bringen es in Erin=

nerung — die eben so intriguante als „merkwürdig taktvolle" Thusnelda Immergrün auf seiner Seite, welche aus jenem sehr begreiflichen Grunde ganz und gar gegen die Verbindung Emerentia's mit Blasius Schwalg eingenommen war. Denn der Accessist war vor diesem plötzlichen Arrangement der erklärte und bekannte Courmacher Thusnelda's gewesen; sie hatte ihn ahnungslos in das Haus der Pupillenräthin eingeführt und empfohlen, blos damit er die alten Damen mit seinem Clavierspiele ergötzen, nicht aber die Erbin heirathen und ihr, der Gouvernante, so unverantwortlich untreu werden sollte. Thusnelda wußte, daß nur das entschiedene Gutachten des Dr. Lazarus Beff an dieser übereilten Verlobung der vollblütigen Emerentia mit Blasius Schuld war, daß aber die willensstarke und eigensinnige Pupillenräthin von diesem Arrangement nur dann wieder zurücktreten würde, wenn ihr sofort an Blasius Stelle eine bessere Parthie für Emerentia sich böte, da sie nun einmal im dreiundzwanzigsten Jahre stand und in diesem Alter die ganze weibliche Generation der Rockock'schen Familie von jeher geheirathet hatte. Davon ging die Frau mit den Hamstertaschen nicht ab.

Thusnelda, die Schwergekränkte, wollte sich wenigstens an dem undankbaren Blasius rächen, wenn sie ihn auch nicht zum Manne bekommen sollte. Doch davor graute es ihr am wenigsten. Sie gedachte es schon zu machen, wenn nur erst die übereilte Verlobung wieder rückgängig gemacht wäre. Dies der Grund des merkwürdigen „Wohlwollens", von welchem die Rockock damals zu Blasius gesprochen.

Wie weit nun Adler im Verfolge seines Plans und der ihm sehr günstigen Stimmung der Pupillenräthin gekommen war, konnten wir aus deren Aeußerungen gegen ihre Enkelin vermuthen, ja deutlich erkennen, daß die Räthin, die den vermögen- und ranglosen Blasius Schwalg auch überdies noch für bornirt hielt, den gethanen Schritt als voreilig bereute und ihn gar zu gern rückgängig gemacht hätte, wenn nicht eines Theils Dr. Lazarus Beff aus triftigen Gesundheitsgründen Emerentia's möglichst rasche Verheirathung für indispensable erklärt, und wenn andern Theils die Räthin in der Person des von ihr sehr bevorzugten Bergraths einen sicheren Ersatzmann gefunden, d. h. wenn sich Adler nur erst deutlicher, ja defi-

nitiv, über diese Frage ausgesprochen hätte, als er es bisher gethan, so sehr er aus seinem ganzen zeitherigen Benehmen im Hause Rockock seine große Geneigtheit zu einer Verbindung mit Emerentia hindurchschimmern ließ.

Zwar nahm sich heute die Räthin vor, den Bergrath genauer auszuforschen; ihm aber selbst einen Antrag zu machen, dazu war sie viel zu stolz.

Adler spielte das erwähnte Miserere in der That vortrefflich und zur höchsten Bewunderung der Hellblaublickenden, die sehr viel Sinn für Musik und guten Geschmack hatte.

Der hochwogende Kathedralenbauch der Frau mit den Ledertaschen gerieth bei den erhabensten Stellen des Miserere in so bedenkliche Schwingungen, daß sich der darauf befindliche Kater dergleichen Vorkommnissen noch gar nicht erinnern konnte und deshalb erstaunlich grün blickte.

Die sanfte spitznäsige, gebeugte Nicketusia nickte heute so selig, so leidenschaftlich, wie eine chinesische Pagode.

Auch Ränzchen, das in der That sehr gefühlvolle Ränzchen mit dem merveilliös-feurigen Temperamente schien von dieser himmlischen Musik er-

griffen und das ganze süße Miserere noch anderer Zauberklänge, als die des Flügels: das Miserere der Liebe zog durch Ränzchen's hochwogenden Busen.

Ja, Wolfgang Adler ging wie ein kühner Wolf in diesem reichen Schafstalle zu Werke, in welchem sein Adlerauge das wollige Lamm Emerentia entdeckte. Es war, als wenn er es schon ganz in seinen Krallen hätte.

Der Bergrath spielte das Miserere in diesem Hause so außerordentlich gut, daß es noch lange, lange fortklang, wenn auch auf ganz anders aufgezogenen Saiten.

„Und dann habe ich Ihnen, geehrteste Frau," — wandte sich nach vorläufiger Beendigung des Miserere und von Beifall überschüttet der ritterliche Bergrath an die entzückte Pupillenräthin — „dann habe ich Ihnen auch Mozart's Meisterwerk „Figaro's Hochzeit" mitgebracht."

„Auch Hochzeit bringen Sie mit?" — betonte die Pupillenräthin nicht ohne Absicht und setzte mit Beziehung und halb seufzend hinzu: „O, die haben wir leider schon bald im Hause! Doch spielen Sie!"

Adler verstand und — spielte! —

„Es ist" — bemerkte während Adler's trefflichem Vortrage die Rockock mit Anspielung auf den armen Schwalg — „es ist eine Art schwelgerischer Disharmonie in dieser Hochzeit. — Hören Sie mir auf mit dieser Hochzeit!"

Adler hielt im Flügelspiele inne.

„Warum spielen Sie nicht weiter?" — frug sie sogleich im verstellten Tone der Ueberraschung. — „Sind Sie unwohl, bester Adler?"

„Sie befahlen ja, aufzuhören —"

„O, nicht doch, nicht doch! Das war ja etwas ganz Anderes; ich war in Gedanken."

Adler verstand und — spielte! —

„Sie spielen heute ganz besonders vortrefflich, Bergrath, göttlich und ich muß gestehen —"

„Viel zu gütig, verehrte Frau! Erlauben Sie daher, daß ich, zur Anerkennung Ihrer großen Güte, Ihnen die „Güte des Titus" spiele, die kostbare Oper, welche Mozart kurz vor seinem Tode componirte."

„Sein Sie so gütig! Aber das ist ja auch vor Ihrem Ende," — sagte die Rockock — „Sie opfern sich ganz auf."

Und Adler war so gütig und spielte, und sein Spiel war die Güte selbst und doch war seine Güte nur ein Spiel!

„O würden Sie, bester Adler," — fragte die Rockock nach beendigter „Güte des Titus", indem sie die große goldne Uhr vom Bauche nahm, öffnete und das Zifferblatt befühlte, um zu gewahren, welche Zeit es sei, denn sie ließ sich in nichts, was sie irgend selbst erforschen und thun konnte, berichten, aus Argwohn, getäuscht zu werden — „würden Sie nicht so freundlich sein, heute bei uns zu Mittag zu speisen."

Es war Abends acht Uhr herangekommen, die gewöhnliche Diner-Zeit im Hause Rockock.

Diese Offerte war bis Dato noch nicht erhört und mußte den Bergrath auf den Gedanken bringen, daß er sein Spiel schon halb gewonnen, ja daß er sich im eigentlichsten Sinne des Worts die reiche Erbin und die Gunst der alten Monarchin spielend erworben.

„Nach meiner Uhr" — setzte die Rockock hinzu — „ist die Tafel bereits servirt — unten in der Theehalle. Ich habe, in der Voraussetzung Ihrer gütigen Annahme, mich auf Sie eingerichtet,

bester Adler, und Sie sind wohl so freundlich, denk' ich, hoff' ich! — Krawatschki, Schachtschabel, Krawatschki!"

Dies Rufen galt dem Kutscher und Gärtner, die sie auf dem Armsessel hinunter in den Garten tragen sollten.

„O dürfte ich" — sagte Adler — „dabei nicht ein wenig helfen? Ich würde Sie auf den Händen tragen, verehrte Frau!"

„Daran erkenne ich wenigstens, trefflicher Mann, Ihr Mitleid mit einer armen gelähmten und augenkranken Frau (das Wort „Staar" verabscheute sie). — Krawaa . . . aatschki, Schachtschabel, Nießwurz! Sie entschuldigen mein Rufen, Bergrath!"

„O, ich werde, wenn Sie erlauben, den Kerl bei den Ohren holen!"

„Bravo, das ist recht, das nenne ich einen Mann!"

Und nun rief Alles durcheinander: „Krawatschki, Krawatschki!"

Endlich erschien der Mann mit den schwanweißen Lederhosen nebst dem Gärtner Schachtschabel. Die Gardisten packten an und derselbe, von ferne so räthselhafte Menschenknäuel, in welchem

sich die Räthin unseren Lesern zum ersten Male präsentirte, wälzte sich über die brückenartige Verbindung des Saals mit dem Schindelhause, die Treppe hinunter und zuletzt in die Parterre gelegene Halle zu dem schwarzen Marmortische, dem Schaukelpferde und der griechischen Nymphe ohne Nase.

„Sie nehmen doch meine bescheidene Einladung an, bester Bergrath?" — fragte die endlich in dem weichgepolsterten Lehnstuhle postirte greise Herrscherin, und die schmutzig-weiße Dormeuse nebst einigen grauen Haaren der nadeldurchwirkten Riesenperücke flatterten im Abendwinde.

„Mit dem aufrichtigsten Vergnügen, verehrte Frau!" — sagte Adler und küßte die goldberingten, runzelig-quatschigen Finger der greisen Pandora (der Allbegabten) mit den saffianenen Füllhörnern, welche letztere den ohnehin sehr schwierigen Transport der dicken Frau noch bedeutend lastvoller machten.

Während des Handkusses von Seite des chevaleresken Bergraths blickte, wie auch heute, Kater Mufti allemal ganz besonders ernst und unter Zuthat eines ungeheuern Katzenbuckels, als jedesma-

ligen Ersatz für den stets mißlingenden Versuch der höflichen Dame Rockock, sich nach empfangenem Handkusse etwas vom Lehnstuhle zu erheben, auf welchen sie jedoch regelmäßig mit einem dröhnenden Plumps wieder zurückfiel.

Für dieses traurige Mißlingen lieferte der erstaunte Kater jedesmal einen gigantischen Buckel als Ersatz.

Bald darauf saß man am schwarzen Marmortische in der Halle beim Diner.

Von einer in der Mitte der Decke herabhängenden Bronce-Lampe wurde die düstere Halle matt erleuchtet und die verkümmerten Pomeranzenbäume, die in halb zerfallenen Holzkästen vor den vier stützenden Säulen standen, verbreiteten einen ziemlich starken Fruchtgeruch in diesen Räumen, der jedoch der verwöhnten Nase des Bergraths hundert Mal willkommner war, als der seltsame Odeur der Speisen, welche der stets dejournirende Mundschenk Krawatschki mit plumper Grazie servirte.

Aus der Beschaffenheit dieses Diners, das indessen die Räthin noch besonders für einen so geschätzten Gast eingerichtet hatte, nahm Adler Gelegenheit, einen trostlosen Blick in die Rockock'sche

Menage, Küche und Keller zu thun. Denn außer einer blauen und lauen Milchsuppe, welche täglich den ersten Gang des Diners bildete und einer der Hauptnahrungsstoffe an der welken Brust der Rockock'schen Küche war, erschien als zweiter Gang der niemals und unter keinen Umständen fehlende Wasserbrei mit den Speckgrieben. Der von diesem kostbaren Gerichte ausgehauchte saure Geruch — (vielleicht kam etwas Essig daran oder der Brei mußte erst bis zu einer gewissen Säure gähren) — konnte nur durch das unmittelbare Zuströmen der Pomeranzendüfte von Adler ertragen werden.

Dennoch fühlte sich der Bergrath „ermüßigt", bei dem allgemeinen gierigen Würgen des Wasserbreis und der glänzenden Speckgrieben zu bemerken, und zwar mit dem wollüstigsten Tone, den er aufbringen konnte:

„Deliciös, ganz deliciös! Höchst schmackhaft, höchst — —"

Er war dem Uebergeben nahe, denn er mußte diese pikanten Aeußerungen doch mit dem Einwürgen des Wasserbreis einigermaßen bethätigen.

Ränzchen leckte wiederum mit Krawatschki um die Wette jedes etwa auf den grübchenreichen Wan=

gen hängen gebliebene Atom dieses „deliciösen" Gerichts mit dem Aussehen eines sehr glücklichen Dachses hinweg, der noch eine halbe Stunde nach dem Genusse einer ungewöhnlich guten Mahlzeit mit der gewandten Zunge um die Contouren des Kieferbezirks herumfegt.

Krawatschki speiste natürlich hier nicht mit, sein breiter Mund aber lief ihm dessenungeachtet schon beim Anblicke dieser nahrhaften Delicatesse des gespickten Wasserbreis dermaßen voll Wasser, daß er eben mit Ränzchen um die Wette leckte.

Emerentia glänzte wiederum im ganzen blühenden Jungfrauengesichte wie ein blankgescheuerter Kupferkessel.

Der dritte und letzte Gang dieses deliciösen Diners war eine bereits mehrseitig zerfetzte Hammelkeule von so energisch duftendem **haut goût**, daß die bausbäckigen Sandsteinbilder aller vier Jahreszeiten die halbverwitterten Stumpfnasen hätten rümpfen mögen und die griechische Nymphe sich gratuliren konnte, daß sie gar keine Nase mehr hatte.

Nur der alte, als Desert servirte Ziegenkäse konnte mit der duftenden Hammelkeule wetteifern

— ein Käse, in dessen inneren Räumen eine ganze Bevölkerung liebenswürdiger Mädchen ihr Sommerlogis und Serail aufgeschlagen hatte.

Der früher so wohlthuende Duft der verkümmerten Pomeranzen war jetzt nicht mehr im Stande, es mit dem energischen Auftreten der Hammelkeule und ihres idyllischen Nebenbuhlers aufzunehmen. Jede Spur von Pomeranzenduft war verschwunden.

Dagegen kreiste, als ganz besondere Ehrenbezeugung für den geschätzten Mann des Miserere (der jetzt erst zu begreifen begann, was eigentlich ein wahres Miserere zu besagen hat), in kleinen schmutzigen Römern ein selbstgebauter kaniger Aepfelwein, welchen der frische Mundschenk Krawatschki, in Hemdärmeln, reichlichst einschenkte; denn dem wurde es heute warm, so hatte er noch nicht aufpassen müssen.

Unter Kinnbackenkrampf wiederholte der gentile Bergrath, daß es ihm lange nicht so trefflich geschmeckt habe, stieß auf das noch „lange, lange" Leben der greisen Pandora feierlich an, trank und — nahm alle Kräfte des Leibes und der Seele zusammen, um seinen Mund nicht bis hinter die

Ohren zu verzerren, so pikant sauer schmeckte der selbstgebaute treffliche Aepfelwein.

Dennoch — und zwar mit einer ihm plötzlich gekommenen Berechnung, deren Sinn wir bald erfahren werden — credenzte er dem lieben rothbäckigen, vollblütigen Ränzchen ein Glas nach dem andern, gefüllt mit dem berauschenden Aepfelweine, stieß unter gar freundlichen Complimenten mit ihr an, füllte wiederum den Römer und die kühne Römerin schlürfte ihn gar bald wiederum aus. Sie trank den Wein leidenschaftlich gern, wurde zwar oft von der sorgsamen Großmutter vor dem Ne quid nimis gewarnt, stürzte aber auf blinzelndes Zureden des feurig leuchtenden Adlerblicks aus dem funkelnden Schwarzauge des Bergraths ein Glas nach dem andern hinter die grobe bauschige Schmutzserviette, welche ihr, wie ingleichen auch der stillen Nicketusia, der dienstthuende Krawatschki um den Hals, oder vielmehr um das Unterkinn, gebunden hatte.

Dies war uralte Sitte des Hauses Rockock, welcher sich — wir dürfen es zu seinem Ruhme nicht verschweigen — auch der modisch-elegante Bergrath A d l e r geduldig und resignirend unter-

zog, so gut wie sein Vorgänger, der jetzt schwitzende Sohn des Massevertreters, der biedere Blasius Schwalg, von dessen verblüfftem Gesichte bei Gelegenheiten der heutigen Art nicht viel mehr über der bauschigen Schmutzserviette hervorragte, als seine Doppelnase und die zwei Bockshörner seiner rasirten Idyllenstirne.

Ohne daß es die staaräugige, aber immer hellblaublickende Großmutter bemerkte (Ricketuska war auf ihrem Sessel eingenickt), goß das vollblütige Ränzchen zur heimlichen Seelenfreude des listigen Adler schon das vierte Glas dieses belebenden Safts vom Aepfelbaume des Paradieses hinter die hochaufgebauschte Serviette, aus welcher ihre blauen Augen (die sie von der Großmutter hatte) wie zwei Glühwürmer strahlten, und ihre gebogene Habichtsnase (die sie von dem seligen Kriegssecretär Schlucks hatte) sich glühend wie die Sichel des Mondes krümmte, der so eben zur Halle herein schien.

Man stieß beim Aufstehen von diesem deliciösen Diner zum letzten Male an und zwar so stark, daß man hätte meinen sollen, die Römer müßten zertrümmern, wie damals, als man bei Adler auf Therese und Rogneda jenen ominösen Doppeltoast erschallen ließ.

Aber die Römer im Hause Rockock blieben unzerschellt.

Bei ihrem gellenden Klingklang sagte die Räthin nicht ohne Absicht:

„Klingen diese Becher nicht so harmonisch zusammen, bester Adler, wie ihr superbes Flügelspiel des „Miserere" und der „Hochzeit"? Was meinen Sie?"

„Und wie die „Güte des Titus" und die noch größere Güte der trefflichsten Hausfrau, die ich kenne!"

Das vollgetrunkene Ränzchen trippelte hastig zur Halle hinaus, sagte aber: „Ich komme gleich wieder!" und gab dadurch ihre begreifliche Absicht nicht undeutlich zu verstehen, denn sie hatte viel getrunken! In den Gängen des von der Mondsichel matt erleuchteten düsteren Gartens verschwand das arme Lamm, verfolgt von den scharfen Blicken eines Adlers.

Der Bergrath verfügte sich, unter dem Vorwande einiger Digestionsbewegung auf das treffliche Mittagsmahl, nach erhaltenem Urlaube sofort auch aus der Halle in den düsteren Garten, um eine Blume zu suchen und — wo möglich auch zu pflücken!

Armer Blasius! — —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Göritz, Hermann,

Zwei reiche Erbinnen Roman von Hermann Görwitz

Bd.: 1

Leipzig 1853